BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE EINER RENAISSANCEBEWEGUNG BEI DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERN IM XII. JAHRHUNDERT.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

VEREINIGTEN FRIEDRICHS-UNIVERSITÄT

HALLE-WITTENBERG

VORGELEGT VON

BERNHARD GROCHE

AUS FRANKFURT A. O. (BRANDENBURG).

HALLE a. S.
HOFBUCHDRUCKEREI VON C. A. KAEMMERER & CO.
1909.

Referent: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Lindner.**

Meiner lieben Mutter!

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548112_0017

Inhalt.

Seite

I. Gang der geistigen Entwicklung Westeuropas bis zum 11. Jahrhundert 7

II. Die französische Scholastik 12

III. Die humanistische Einwirkung der französischen Bildung in Deutschland 17

IV. Wiedererweckung klassischer Erinnerungen durch italienische Einflüsse in Deutschland 26

V. Die humanistische Beeinflussung Deutschlands in seinen Geschichtsquellen des 12. Jahrhunderts . . 30

1. Wibald von Stablo 30
2. Otto von Freising 38
3. Rahewin 48
4. Herbord 52
5. Ligurinus 54
6. Gottfried von Viterbo 57
7. Petrus von Ebulo 63
8. Helmold von Bosau und Arnold von Lübeck 63
9. Die Vagantenpoesie 67

VI. Schluss 71

I. Gang der geistigen Entwicklung Westeuropas bis zum 11. Jahrhundert.

Als die Germanen in raschem Zuge innerhalb weniger Jahrzehnte den ganzen Westen des römischen Imperiums erobert hatten, da setzte nach dem blutigen Ringen der Waffen ein weit längerer und ungleich wichtigerer Kampf ein. Es war das Zusammentreffen der drei, die ganze Folgezeit bestimmenden, kulturellen Mächte, des Römertums, des Christentums und des Germanentums.[1])

Es liegt nahe, die beiden ersten Elemente dem letzten gegenüber als eine Einheit zusammenzufassen. Denn ehe das Germanentum wirklich entscheidend in den Lauf der Geschichte eingriff, hatte sich das Christentum vollkommen, nach äusserer Form nicht weniger als nach Inhalt, dem römischen Wesen angepasst. Sie erschienen dem Germanen völlig als ein und dasselbe. In den Jahrhunderten bis zur Kaiserkrönung Karls des Grossen entschied sich im wesentlichen jener grosse Kulturkampf. Er endete damit, dass ein grosser Teil der germanischen Völker, nämlich die in den Ländern südlich der Loire und der Alpen wohnenden, von dem Römertum aufgesogen wurden, es bildeten sich die romanischen Nationen. In ihnen lebte ein gut Teil der antiken Kultur wenn auch der Verfallzeit fort, denn die Verbindung mit den früheren Zeiten war nie völlig unterbunden worden.

Anders erging es darin den Nordgermanen. Schon dadurch, dass es bei ihnen so gut wie gar keine Reste

---

1) Vgl. Th. Lindner, „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung“ Bd. I, S. 116.

der alten römischen Bevölkerung gab und sich somit das germanische Volkstum fast völlig rein erhalten hatte, war das Eindringen römischer Elemente wesentlich erschwert.

Man hatte wohl aus äusseren, rein praktischen Gründen einige Einrichtungen übernommen, an eine geistige Berührung und Aufnahme war zuerst wenigstens nicht zu denken. In noch stärkerem Masse gilt dies dann von den germanischen Gebieten, die erst durch Karl den Grossen an das Frankenreich gebracht und zugleich christianisiert wurden. Erst mit der Christianisierung war eine stärkere Beeinflussung jener germanischen Völker durch das Römertum möglich.

Standen die Germanen auch der römischen Kultur fremd gegenüber, der Macht des Christentums vermochten sie auf die Dauer nicht zu widerstehen. Chlodwigs Übertritt zur katholischen Kirche, der vielleicht ganz überwiegend aus politischen Gründen erfolgt war, hatte die weittragendsten Folgen und zwar nicht nur auf religiösem Gebiete. Jetzt war es der Hierarchie der römischen Kirche möglich, sich auch bei den Nordgermanen festzusetzen.

Der Bund der Kirche mit dem damals erst emporstrebendem Reiche der Merowinger verhalf nicht nur der römischen Orthodoxie zum Siege bei allen germanischen Völkern, er brachte diese zugleich auch unter den direkten Einfluss der römischen Kultur. Auf viele Jahrhunderte hinaus waren die Geistlichen die Träger einer höheren, dem einheimischen Volkstume fremden Bildung. Die germanischen Völker, namentlich der Teil, der sich nach Auflösung des karolingischen Weltreiches als deutsches Reich zusammenschloss, war noch keineswegs in der Lage, die so weit überlegene römische Kultur wirklich in sich aufzunehmen.

Der germanische Krieger und Bauer musste der Kirche, die in einer ihm fremden Sprache redete, verständnislos gegenüberstehen. Nur diejenigen, die später selbst in den Dienst der Kirche treten sollten, wurden mit römischen Wesen bekannt und diese selbst in ganz äusserlicher Weise.

Grössere Bedeutung erlangte der römische Einfluss und damit die klassische Bildung erst, als sich auch die weltlichen Gewalten zu römischen Ideen bekannten. Dies zeigte sich äusserlich in der Annahme des römischen Kaisertitels. Karl der Grosse vollzog hiermit in aller Form die Verbindung der neuen germanischen Welt mit der Antike zunächst auf politischem Gebiete. Notwendigerweise musste dieser Schritt auch in kultureller Hinsicht die grössten Folgen nach sich ziehen. Die Angliederung Italiens, des Kernlandes der alten römischen Monarchie, wirkte befruchtend auf die anderen Reichsteile.

Die Gestalt Karls selbst lässt uns das ganz klar erkennen. Die Veränderung, die mit seiner Person vor sich ging, ist zugleich ein Abbild der allgemeinen Entwicklung. Er war, bevor er nach Italien kam, von ganz geringer Bildung wie damals der germanische Mann ganz allgemein. Nachher war er trotz des vorgerückteren Alters mit grösstem Eifer bemüht, sich die klassische Bildung anzueignen. Sein Beispiel wirkte naturgemäss auf die Umgebung anregend. Es bildete sich um ihn ein grosser Kreis gelehrter Männer, die sich mit regem Eifer der Pflege der antiken Literatur bei Hofe hingaben. Ich nenne nur Namen wie Alkuin, Einhard, Angilbert, Paulus Diaconus. Man spricht vielfach von einer karolingischen Renaissance. In jener Zeit fühlte man sich aber noch ganz zugehörig zu den Alten. Man betrachtete sich nicht als Wiedererwecker der klassischen Literatur und Bildung, man wollte dieselbe vielmehr weiterführen. Daher ist es wohl nicht ganz treffend, von einer Wiedergeburt der klassischen Bildung reden zu wollen.[1])

Obwohl Karl bemüht war, durch Schulgründungen die höhere Bildung weiter zu verbreiten, war diese Blütezeit nur von kurzer Dauer. Es lag das wohl zum grossen Teil daran, dass die Verbindung mit Italien, die so viel Anregung geboten hatte, infolge der politischen Ereignisse allmählich

1) Vgl. Lindner, Weltgeschichte I, 344.

ganz aufhörte. Zudem waren die germanischen Untertanen Karls ihrem ganzen Kulturzustande nach noch nicht reif für die klassische Bildung. Denn man wird zweifeln dürfen, ob die Übertragung einer so hohen Bildung, wie sie im römischen Reich nach langem Wachstum herangereift war, auf ein Volk von so — man kann beinahe sagen — primitiven Lebensverhältnissen möglich war, ohne seine Eigenart zu vernichten. Dies ist wohl der innere Grund, an dem diese von Karl dem Grossen ins Leben gerufene geistige Bewegung scheitern musste.

Ein ähnliches Schauspiel ging unter Kaiser Otto dem Grossen vor sich. Es ist hier gleichfalls die Verbindung mit dem Süden, die das Studium der klassischen Literatur neu aufblühen liess. Man kann wohl sagen mit grösserem, länger andauerndem Erfolge. Das Reich stand unter Otto als bei weitem mächtigstes unter den westeuropäischen da. Es herrschten im Inneren geordnete und ruhige Verhältnisse. So konnte man in den Klöstern und Schulen ungestört dem Studium obliegen. Zugleich erfuhr die Geschichtsschreibung eine wesentliche Förderung durch die Erweiterung des Gesichtskreises. Man beschränkte sich nicht nur darauf, die Geschehnisse der engeren Umgebung zu erzählen. Die vielfachen Beziehungen des Reiches zu fremden Staaten nötigten den Schreiber von selbst, auch ferner liegendes in den Kreis der Betrachtung zu ziehen.

Nach einem kurzen Rückschlag, besonders unter Otto II., erhob sich die wissenschaftliche Tätigkeit in Deutschland unter den ersten Saliern zu neuer ungeahnter Blüte. Damals gab es schon eine Zeit, wo die Ausländer die deutschen Schulen aufsuchten, um ihre Bildung zu vervollkommnen.[1]) Wie lebhaft im 11. Jahrhundert die klassischen Studien betrieben wurden, das kann man schon daraus ersehen, welche Rolle die lateinische Sprache in jener Zeit spielte. Wattenbach sagt sogar folgendes darüber: „Von den Fesseln der

1) Wattenbach, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“ II⁶, 4.

Schule machte man sich jetzt frei; die lateinische Sprache ist nicht mehr eine fremde, mühsam erlernte, in der man die vorliegenden Muster ängstlich nachahmt, sondern sie ist die Sprache aller geschäftlichen Verhandlungen, aller Wissenschaft und Kunst, die Sprache des feineren geselligen Verkehrs.“ [1]) Dieses Urteil über die Verbreitung der Kenntnis der lateinischen Sprache wird man vielleicht für ein zu günstiges halten dürfen. Es gilt doch wohl nur für einen Teil der Bevölkerung, vor allem für die Geistlichkeit. Dass auch die anderen Schichten der Bevölkerung von der höheren Bildung berührt wurden, ist wohl nicht zu leugnen. Denn manch' einer der zuerst für den geistlichen Beruf bestimmt war, entzog sich dem Zwange und ergriff das Waffenhandwerk. Doch im allgemeinen hiess lateinisch lernen immer noch so viel, wie Geistlicher werden. Das Wort „clericus“ bezeichnet noch lange den gebildeten Mann im Gegensatz zum „laicus“, das im Sinne von literarisch ungebildet steht.[2]) Gleichwohl müssen die Studien in jener Zeit eine ausserordentliche Blüte erreicht haben.[3])

Dieser Aufschwung der Wissenschaften sollte nur von kurzer Dauer sein. Der unter Heinrich IV. ausbrechende Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum gab bei den Deutschen auch der Geistlichkeit keine Muße, sich besonders mit literarischen Dingen zu beschäftigen oder sich gar in das Studium der Antike zu versenken. Wohl entstehen in dieser Zeit eine grosse Reihe von Streitschriften, in ihnen

---

1) Wattenbach a. a. O. II, 6.

2) Als Beispiele will ich nur anführen: „Narratio de electione Lotharii“ M. G. SS. XII, S. 510, wo von der „laicorum scilicet illiteratorum humilitas“ gesprochen wird. „De rebus Alsaticis ineuntis Saeculi XIII.“ M. G. SS. XVII. S. 232: Hier heisst est von den Franciskanern: „Fratres ordinis Minorum primitivi scientie laici (id est: ignari) fuerunt.

3) Annales Augustani M. G. SS. III. S. 125. ad a. 1041: „Huius astipulatione et industria plurimi eo tempore in artibus, in aedificiis, in auctoribus, in omni genere doctrinae pollebant. Studium ubique famosissimum.“ Mailänder Kleriker pflegten damals „in Burgundia, in Teutonica aut in Francia“ zu studieren, vgl. Landulfi „Historia Mediolanensis“ SS. VIII. S. 71.

war aber wenig Gelegenheit geboten, seine klassische Bildung zu zeigen.[1]) Im Gegenteil, dieser Kampf der Ideen spielte sich auf viel zu materiellen Grundlagen ab, als dass er derartigen Gedanken Raum geben konnte. Die realen Interessen der Gegenwart standen durchaus im Vordergrund. So kam es, dass ein anderes Land auf geistigem Gebiete die Führung übernahm, die bis dahin bei dem Deutschen Reiche gewesen war. Das war Frankreich.

II. Die französische Scholastik.

Auf die Verhältnisse in Frankreich, wie sie sich um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts gestalteten, muss ich hier mit einigen Worten eingehen. Nur so ist der Verlauf der geistigen Entwicklung, wie er sich in ganz Westeuropa und besonders in Deutschland abgespielt hat, verständlich.

Während nach der Teilung des Reiches Karls des Grossen das Deutsche Reich, wenn auch unter schweren Kämpfen, zu einer Einheit geworden war, hatte sich Westfranken vollständig aufgelöst. Das Königtum war zu einer Schattenmacht herabgesunken. Jetzt aber am Anfang des 12. Jahr-

1) Gleichwohl muss man beachten, dass die Beschäftigung mit dem Altertum nie völlig unterbunden gewesen ist. Stets brachten einige wenige diesem Interesse entgegen, ganz abgesehen von der ständigen Ausnutzung der Klassiker bei den Schriftstellern auch der geistig am tiefsten stehenden Zeiten des Mittelalters. Man hatte sich mit Hilfe der Alten in die lateinische Sprache auf der Schule einführen lassen und bewegte sich daher meist ganz von selbst in ihren Redewendungen, die man so oft als Beispiele und Sprichwörter gehört hatte. Dagegen müssen wir ein tieferes Interesse für das Altertum z. B. da annehmen, wo ein Mönch eines süddeutschen Klosters die alten Inschriften der Stadt Rom sammelte (vgl. über den Einsiedler Codex: Wattenbach a. a. O. I, S. 280.) oder ein Cluniacenser Mönch, der das Refectorium seines Klosters mit Malereien zu schmücken hatte, sich den Gegenstand seiner Bilder aus Aesopischen Fabeln wählte. (Vgl. dazu: Sackur „Die Cluniacenser in ihrer kirchlichen und allgemeingeschichtlichen Wirksamkeit". Halle 1892/4, Bd. II, S. 385.).

hunderts erstarkte das Königtum allmählich und wuchs an Macht über das eng begrenzte Gebiet der Isle de France hinaus, auf das es ganz beschränkt worden war. Dies lag zum grossen Teil an der Umgestaltung und Fortentwicklung der sozialen Verhältnisse, die hier bedeutend schneller vor sich ging, als im Osten. Denn Westfranken, das unter römischer Herrschaft besonders in der späteren Kaiserzeit ein Land blühendster Kultur gewesen war, stand ausserdem schon seiner ganzen natürlichen Beschaffenheit nach weit über dem Osten. Ferner hatte sich noch manches aus der römischen Zeit erhalten, namentlich in den südlichen Teilen, wo die Bevölkerung nur wenig oder gar nicht von germanischen Elementen durchsetzt war. So sehen wir, dass Frankreich, als sich unter dem erstarkenden Königtume wieder geordnete Verhältnisse bildeten, den von Deutschland gewonnenen Vorsprung schnell einholt und ihm in kurzer Zeit den Rang abläuft. Auf allen Gebieten wirtschaftlicher und geistiger Kultur erstarkte Frankreich im 12. Jahrhundert. Daher konnte Rocquin in seinen „Studien über das alte Frankreich“ [1]) einen Aufsatz überschreiben: „La Renaissance au XII^{e} siècle.“ Er weist im einzelnen darin nach, wie dieses Jahrhundert für Frankreich wirklich eine Wiedergeburt bedeutete. Die „Histoire littéraire de la France“ sagt von jener Zeit: „Le XII^{e} siècle fut vraiment le grande siècle créateur du moyen âge, le moment d'épanouissement du génie francais. Le temps de Louis le jeune, de Suger, de Philippe-Auguste, montre bien plus d'éveil que celui de saint Louis. Alors naissent la scolastique, l'architecture gothique, les rédactions des poëmes de geste, les écoles qui en se groupant formeront l'Université de Paris, la vraie France avec sa claire notion de l'état laïque. L'administration de Suger et le règne de Philippe-Auguste sont le point culminant de la première gloire francaise, une image de ce, que seront plus tard les règnes de Richilieu et de Louis XIV. Le XIII^{e} siècle vit plutôt avorter des espérances que naître de grandes choses. Il ne sut pas faire une

1) F. Rocquin „Etudes sur l'ancienne France“, Paris 1875.

chanson de geste qui fût un chef d'oeuvre, il ne sut pas tirer une science vraie de la scolastique, il ne sut pas élever l'architecture gothique à la hauteur d'un art complet. A partir de Saint Louis surtout un esprit étroit, mesquin, pesant, borné enlève la couronne du génie à la France et la transfère à l'Italie."[1])

Hier interessiert uns nur der geistige Fortschritt. Von Frankreich aus empfing damals jegliches geistige Leben seine Anregung. In besonderem waren es die Theologie, die Philosophie und zugleich mit ihr die Antike, die ein neues Studium erfuhren. Nicht nur Deutschland, auch Italien, das Land der alten klassischen Kultur, wo man sich bis dahin nur noch mit den praktischen Wissenschaften wie Medizin und Jurisprudenz befasste,[2]) wurde in jene Bewegung hineingezogen. Gingen doch schon im 11. Jahrhundert zwei hochberühmte Theologen über die Alpen nach Frankreich, Lanfranc und Anselm, weil sie dort ein geeigneteres Feld ihrer Tätigkeit zu finden glaubten.

Seit dem 11. Jahrhundert besonders sehen wir in der gelehrten geistlichen Welt das Bestreben in stetem Zunehmen, den kirchlichen Glauben vor dem Verstande zu rechtfertigen und zu kräftigen. Mag es seinen Grund darin haben, dass man die Kirche in ihrem Kampfe gegen den Staat und gegen Andersgläubige stärken wollte, oder darin, dass sich der Individualismus der dem Christentum unterworfenen Völker regte, der selbst zu seinem Gotte Stellung nehmen wollte. Jedenfalls hat beides in gleicher Weise dazu beigetragen. Wollte man aber den Glauben verstandesmässig begründen und erfassen, so bot allein die Literatur des Altertums das

---

1) „Histoire littéraire de la France", T. XXV. Paris 1869. Einleitung S. 20. Ähnlich sagt Michelet „Histoire de France". Nouvelle édition. Paris 1879. Bd. IX. S. 9: „cette aire eût été certainement le XIIe siècle, si les choses eussent suivi leur cour naturel", als er von der Renaissance spricht.

2) Vgl. Giesebrecht: „De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis." Berlin 1845, S. 20ff.

logische und dialektische Handwerkzeug hierzu. Wenig genug hatte sich davon erhalten.[1])

Hier ist nicht der Platz, auf die grossen philosophischen Streitfragen und ihr Hinüberspielen auf das theologische Gebiet einzugehen. Sicher ist, dass eine Zeit regster Geistestätigkeit am Ende des 11. Jahrhunderts in Frankreich ihren Anfang nahm. Wie eingehend und mit welchem Aufwand von Scharfsinn die damaligen Streitfragen erörtert wurden, zeigt die Stellungnahme der führenden Geister zur Frage über die Universalien, die lange Zeit im Vordergrund des allgemeinen Interesses stand. Prantl unterscheidet hierbei nicht weniger als dreizehn verschiedene Standpunkte.[2]) Wie sich der einzelne aber auch immer stellen mochte, stets musste er sich an Hand der alten Philosophen, vor allem des Aristoteles und Platon sein Urteil bilden, mochte deren Überlieferung auch noch so sehr durch schlechte Übersetzungen und Kommentare getrübt sein. Um aber den Philosophen mit Verständnis folgen zu können, bedurfte es eines eingehenden Studiums des klassischen Lateins.[3]) So

---

1) Prantl, „Geschichte der Logik im Abendlande", Bd. II. 2. Aufl. Leipzig 1885, S. 4. gibt die den christlichen Gelehrten bekannten philosophischen Schriften und zeigt, wie gerade durch die Erhaltung der logischen Schriften die Wissenschaft zu logischen Studien veranlasst wurde.

2) Prantl, a. a. O., Bd. II, S. 112ff.

3) Die Kenntnis der griechischen Sprache war damals äusserst selten zu finden. Bei der nahen Verbindung mit Byzanz gab es ja in Italien natürlich auch griechisch Sprechende, doch handelt es sich dann weniger um Gelehrte als um Kaufleute oder Politiker. So erwähnt Robert v. Mons in seiner „Chronica". M. G. SS. VI. a. 1181 auf dem Conzil zu Rom einen Laien aus Pisa, der Teile des alten und neuen Testaments aus dem Griechischen in das Lateinische übersetzt hatte. Im übrigen Abendlande war die Kenntnis des Griechischen äusserst selten. Einer von den wenigen war Erzbischof Christian unter dessen acht Sprachen, die er beherrschte, sich auch Griechisch befand. Vgl. „Annales Stadenses" a. 1173. M. G. SS. XVI, S. 347. Grössere Kenntnis erhielt man erst allmählich durch die Kreuzzüge. Die gelehrte Welt begnügte sich längste Zeit mit den wenigen Übersetzungen griechischer Autoren wie des Josephus von Rufinus und die des platonischen Timaeus von Chalcidius. Vgl. C. Schaarschmidt: „Johannes Saresberiensis". Leipzig 1862, S. 108ff.

ergab sich gleichsam von selbst ein Wiederaufleben der antiken Studien.

Hier tritt uns zunächst Abälard entgegen. Bei ihm findet sich die weitgehendste Hochschätzung des Altertums. Er sieht in den griechischen Philosophen Menschen, deren Wissen und Handeln und ihr Verhältnis zu einander ganz dem wissenschaftlichen Ideal entsprach. Er kommt auf diese Weise zu Vergleichen mit den Menschen seiner eigenen Zeit, die entschieden zum Nachteile der letzteren ausfallen, trotz ihres Christentums.[1]) Es ist also leicht erklärlich, wenn er so zu Ansichten kam, die den Lehren der Kirche widersprachen. Er unterlag schliesslich in dem Kampfe, wenn auch seine Ideen durch Gewaltmassregeln nicht zu unterdrücken waren.

Glücklicher als Abälard waren einige seiner Zeitgenossen. An erster Stelle ist da Bernhard Sylvester zu nennen. Er begründete das Ansehen der Schule von Chartres, die sich unter ihm und seinen Nachfolgern einen besonderen Ruf durch die Pflege der Klassiker erwarb. Wir besitzen eine anschauliche Schilderung von der Art des Unterrichts in jener Schule durch Johann von Salesbury.[2]) An Hand der alten Klassikertexte selbst suchte man sich in den Geist der Antike einzuleben, so weit es nach dem damaligem Unterrichtsmaterial überhaupt möglich war. Dann suchte man die Anschauungen der grossen Heidenphilosophen mit denen der Kirche in Einklang zu bringen. In Chartres vertrat man mehr den Standpunkt des Plato im Gegensatze zu Abälard, der trotz seiner vermittelnden Richtung mehr zu Aristoteles hinneigte. In gleicher Weise wie Bernhard Sylvester stand Wilhelm von Conches, ebenfalls Lehrer an der Schule von Chartres, den Klassikern gegenüber. Unter ihm lernte auch Johann von Salesbury die Alten schätzen. Er sagt von

1) Vgl. H. Reuter, „Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter". Berlin 1875. Bd. I, S. 186ff. und Schaarschmidt a. a. O. S. 64ff., 82.

2) Opera. Ed. Giles. Bd. V. S. 56ff. Metalogicus I, 24.

diesem Lehrer und von Abälard, dass sie die Beschützer und Wiederhersteller der klassischen Studien gewesen seien.[1])

Doch so hoffnungsvoll der neue Humanismus in jener Zeit aufzublühen schien, er sollte nur von kurzer Dauer sein. Die Philosophen und Theologen der am Anfang des 12. Jahrhunderts so blühenden und von klassischem Geiste beseelten Scholastik entfremdeten sich immer mehr der Antike. Man vergass die Klassikertexte und suchte aus allen möglichen „Summen" und sonstigen Kompendien sich die Kenntnisse anzueignen, um sich an den spitzfindigen dialektischen Streitigkeiten beteiligen zu können, die den Hauptteil der damaligen Philosophie ausmachten. Über der Form vergass man das Wesen und den Geist der Sache. So hören wir schon Johann v. Salesbury klagen über den geringen Sinn, den die Zeit noch für die Antike hätte.[2]) Die Gründe für diesen Vorgang wollen wir weiter unten betrachten.

III. Humanistische Einwirkung der französischen Bildung in Deutschland.

Bei der engen Verbindung und örtlichen Berührung des französischen und des deutschen Reiches ist es natürlich, dass diese geistige Bewegung sich auch nach dem letztgenannten Reiche übertrug. Dies war um so leichter möglich, als das deutsche Gebiet links des Rheinstromes kulturell dem Westen viel näher stand als den rechtsrheinischen Ländern des deutschen Reiches. Es war das durch die einst längere Zugehörigkeit dieser Teile zum Römischen Reich begründet. Wie lebhaft der Verkehr der Lothringer nach Frankreich gewesen ist, tritt uns ganz offenbar in den Geschichtsquellen jener Zeit entgegen. Eine Verwischung der

---

1) Ebenda I, 5.

2) Ebenda I, 3: Poetae historiographi habebantur infames, si quis laboribus antiquorum incumbebat, et non modo asello Arcadiae, sed obtusior plumbo vel lapide omnibus erat in risum.

Reichsgrenzen war schon deshalb sehr naheliegend, weil sie der Sprachgrenze nicht ganz gleich liefen. Viele Gebiete gehörten zum Reiche, in denen nur französisch oder romanisch gesprochen wurde. Damit war eine Hinneigung zu Frankreich wenigstens auf kulturellem Gebiete von vornherein gegeben, wenn man natürlich auch nicht von einem Gegensatz der Nationalitäten in unserem Sinne reden kann.

Die Kirche konnte sich über die sprachlichen Grenzen mit verhältnismässiger Leichtigkeit hinwegsetzen. Ermöglicht war ihr dies durch die lateinische Sprache, deren sie sich überall bediente. Schwierigkeiten gab es wohl nur dort, wo es galt, die einheimischen Kinder zu unterrichten. So schildert uns die Continuatio der „Gesta Abbatum Trudonensium", wie der spätere Abt dieses Klosters, Rudolf, sich abmühen musste, als er die Kinder unterrichten wollte. Sie konnten, da sie noch klein waren, kein Latein und sprachen Deutsch als Muttersprache. Rudolf, der aus Moutiers an der Sambre stammte, sprach ausser Latein nur „Gualonice so zu sagen", wie der Schreiber hinzufügt. Also eine besondere Mundart jener französischen Grenzgebiete.[1]) Um allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, bevorzugte man daher auch bei der Abtswahl die Kandidaten, die der französischen und der deutschen Mundart mächtig waren, wie gleichfalls in den Gesta Abbatum Trudonensium berichtet wird.[2])

Wie ganz allgemein die Völkerberührung eine wichtige Rolle in der Entwicklung aller Geschichte spielt, so wirkte

---

1) Cont. Gest. Abbat. Trudon. M. G. SS. X. B. VII, 4: Gravissimum autem sustinuit laborem ad introducendos eos, cum ipse loqui eis Theutonicam nesciret, et quidam pueorum parvitate adhuc scientiae et nativa illis lingua neque Latine neque, ut ita dicam, Gualonice possent eum intellegere. Vicit tamen labor improbus omnia vincens et eodem anno fecit eos litterae facillime intellegere quicquid volebat eis legere.

2) Rudolfi, „Gesta Abat. Trud." M. G. SS. X. B. IV, 6: idoneus illis videretur ad regendum abbatiam, quoniam Theutonica et Gualonica lingua expeditus. . . . .

sie auch hier in den Lothringischen Grenzlanden bei der Vereinigung der Deutschen und Franzosen. Eine rege geistige Tätigkeit zeugt hiervon. Unter den Orten, an denen die Wissenschaft gepflegt wurde, zeichnete sich das Bistum Lüttich aus. Seit den Anfängen unter Bischof Hirkarius (840—54) fand hier die Wissenschaft eine Stätte, selbst die vielen Kriegszeiten vermochten keine dauernde Unterbrechung hervorzurufen.[1]) Auch das 12. Jahrhundert ist in der Geschichtsschreibung gut vertreten. Ich nenne nur Aegidius von Orval. Einen Beweis für die Wertschätzung der dortigen wissenschaftlichen Ausbildung liefert uns eine Stelle aus den „Gesta Abbatum Gemblacensium" aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts.[2])

Finden wir hier Angehörige des Deutschen Reiches in Frankreich als Lehrmeister, so ist dies allerdings der Ausnahmefall. Denn seit dem 12. Jahrhundert ist durchaus Frankreich das Studienland der Deutschen und nicht umgekehrt. In jenen Zeiten müssen die Deutschen in grossen Mengen auf die hohen Schulen des westlichen Nachbarreiches gezogen sein. Zwar darf man das Wort „Hohe Schule" noch nicht im strengen Sinne des Wortes nehmen. Universitäten nach heutigen Begriffen gab es noch nicht. Doch finden sich wenigstens die Anfänge derselben in den Schülerkreisen, die sich in den verschiedenen Städten um bestimmte berühmte Lehrer bildeten. Schon im 12. Jahrhundert genossen die französischen Schulen einen solchen Ruf, dass aus den fernsten Gegenden wie Dänemark und Böhmen die jungen Scholaren herbeiströmten.[3])

---

1) Franz, „Die Chronica Pontificum Leodiensium". Strassb. Diss. 1882, S. 1f.

2) Gest. Abbat. Gembl. M. G. SS. VIII. c. 74: Tunc temporis multi fratrum nostrorum non solum in Francia set in aliis provintiis magistri et quasi secundi abbates erant in multis coenobiis, eo quod in scripturis humanis vel divinis exercitati, multum fructum sapientiae relinquebant quibuscunque locis fuissent adhibiti.

3) Helmold III, 5: Scientia quoque litterali non parum profecerunt, quia nobiliores terre filios suos non solum ad clerum promovendum,

Ganz besonders finden wir Deutsche als Studenten in Frankreich. Der herkömmliche Gang der Studien hat sich etwa in folgender Weise abgespielt. Man wurde von den Eltern in die nächste Kloster- oder Domschule geschickt. Nachdem sich der Knabe dort das Elementarste angeeignet hatte, ging er auf eine der deutschen Schulen, die schon früher in besonderem Rufe standen, um seine Kenntnisse zu vervollkommnen. Wer dann aber für sich etwas besonderes tun wollte, der ging nach Frankreich. Hier erst glaubte man die höchste Vollkommenheit in den Wissenschaften sich aneignen zu können.

Zunächst mochte oft nur das Streben nach Vervollkommnung der Kenntnisse den jungen Mann veranlasst haben, in die Fremde zu gehen. Doch meist lag ein weniger idealer Grund vor. Es hatte die Kirche von jeher darauf gesehen, dass die Geistlichkeit eine angemessene wissenschaftliche Ausbildung besass. Jetzt, wo sie mit vielen feindlichen Mächten in offenen Kampf geraten war, bedurfte die Kirche ganz besonders tüchtiger und geistig bedeutender Männer in den höheren Ämtern. Nicht nur mit der islamitischen Welt war man durch die Kreuzzüge in feindliche Berührung gekommen. Im eigenen Schosse der Kirche selbst regten sich Gegner. Da war es natürlich, wenn bei Besetzung der höheren geistlichen Stellen diejenigen bevorzugt wurden, deren höhere Bildung der Kirche eine sicherere Stütze im Kampfe mit

---

verum etiam secularibus rebus instituendos Parisius mittunt. Ubi litteratura simul et idiomate terre illius imbuti non solum in artibus, sed etiam in theologia multum invaluerunt. Siquidem propter naturalem lingue celeritatem non solum in argumentis dialecticis subtiles inveniuntur, sed etiam in negotiis ecclesiasticis tractandis boni decretiste sive legiste comprobantur.“ Cosmas III, 59. M G. SS. IX, S. 130 sagt von der Muse: O sophistica cornupeta, ultro viris syllogisticis appetenda, nobis autem iam satis experta, sine senes, pete iuvenes tibi similes, ingenio acutos et in arcium artibus argutos, qui nuper ad magnam mensam dominae philosophiae deliciosis parti epulis, et exhaustis tocius Franciae thesauris, novi philosophi redeunt.

dem Unglauben verhiess. Dadurch waren die Schüler der grossen Lehrstätten in Frankreich den anderen überlegen. Es ist somit leicht verständlich, wenn jeder, der eine höhere Laufbahn durchmachen wollte, möglichst in Frankreich seine Bildung zu vervollständigen suchte. Namentlich der arme junge Kleriker, der nicht durch seine Geburt Förderung in seinem Fortkommen erwarten konnte, hoffte dadurch die Anwartschaft auf eine gute Laufbahn zu erwerben.

Ein Beispiel dafür, wie teuer und mit welchen Opfern sich mancher das Studium erkaufte, ist der Brief eines armen deutschen Studenten, der uns in einer Briefsammlung erhalten ist.[1]) Er schreibt an seinen Gönner von den bedeutenden Lehrern seiner Zeit und ihrer Gelehrsamkeit und fügt dann hinzu, er leide furchtbar an Heimweh, Hunger, Durst und Kleidermangel und nur die Sehnsucht nach der Wahrheit ermögliche es ihm, dies alles auf sich zu nehmen.[2]) Am Ende des Briefes bedankt er sich für die Förderung durch Geld und Empfehlung, die ihm vom Empfänger des Briefes zuteil geworden sei. Es ist daraus zu ersehen, wie schon damals zum Studium vor allem Geld notwendig war. Auch darin zeigt sich der Umschwung der ganzen damaligen Zustände. Unter den früheren rein naturalwirtschaftlichen Verhältnissen wäre ein Studium im Auslande in dem Masse wie im 12. Jahrhundert kaum möglich gewesen. Gewiss mochte die Kirche, an die ja in jenen Zeiten die Abgaben in Naturalien gezahlt wurden, von ihrem Überfluss oft Gebrauch machen, indem sie die angehenden Geistlichen mit Nahrung und Kleidung versah. Doch konnte dies immerhin nur bis zu einem gewissen Grade geschehen. Wenn sich die Studenten in solchen Massen — man sprach oft von vielen Tausenden — wie in Paris und in anderen französischen Städten, wo sich damals die Anfänge der

1) Jaffé, Bibliotheca rerum Germanicarum. V. Codex Udalrici No. 160.

2) Ebenda: „Sepe igitur ac desiderio huiusmodi boni, non spe alicuius inanis lucri, tanto tempore exilium famem sitim nuditatem ceterasque miserias, quas longum est enumerare, perpetior.

ältesten Universitäten in den Schülerkreisen berühmter Lehrer bildeten, ansammelten, konnte die Mildtätigkeit der Kirche allein nicht ausreichen. Wenn man auch die Zahlenangaben der alten Berichte als übertrieben ansehen muss, dies beweisen sie jedenfalls, dass man es mit Menschenansammlungen zu tun hatte, die für damalige Zeiten ungewöhnlich gross waren. Wir werden jedenfalls daraus schliessen dürfen, dass die weitere Ausbreitung der Bildung nur durch das anwachsende Städtewesen und den Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft ermöglicht wurde, dass also dieser wirtschaftlich-soziale Vorgang auch für die geistige Entwicklung von grosser Bedeutung war. Einen gewissen Höhestand des äusseren Lebenszustandes setzt eine geistige Blütezeit wohl immer voraus.

Einen scharfen Gegensatz zu dem Briefe des armen Studenten bildet die Schilderung der Studien des Erzbischofs Adalberts II. von Mainz (1138—1141) in seiner vita.[1]) Adalbert war mit allen Vorzügen des äusseren Lebens ausgestattet. Er stammte aus dem Geschlecht der Grafen von Saarbrücken. Seine Lebensbeschreibung, deren Verfasser nicht genau zu ermitteln ist, denn er nennt sich nur Anselmus, gibt uns wohl den bei der Erziehung eines vornehmen jungen Mannes üblichen Gang. Er ging zunächst nach Sachsen, um daselbst die freien Künste zu erlernen (v. 64) und zwar nach dem altberühmten Hildesheim (v. 82).[2]) Hier beschäftigte ihn in erster Linie die Grammatik und die Lektüre der Alten (v. 134—140). Als er nach Mainz zu seinem gleichnamigen

---

1) Jaffé, a. a. O. B. III. Anselmi Havelbergensis Vita Adalberti II archiepiscopi Moguntini S. 565 ff.

2) Die sächsischen Schulen hatten sich schon in der Salierzeit eines grossen Rufes erfreut und standen auch im 12. Jahrhundert noch in Blüte. Nach Hildesheim ging zum Studium unter anderen bekannten Männern Abt Gerhoh von Reichersperg. Chronic. Magni Presbyteri M. G. SS. XVII, 490. Auch der Kanzler Heinrichs VI. Konrad hat dort die Schule besucht. Selbst von Ausländern wurden die sächsischen Schulen aufgesucht. So war ein junger Böhmenherzog Theobald auf der Schule zu Magdeburg. Arnold v. Lübeck „Chronica Slavorum" VI, 5.

Oheim und Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhle zurückgekehrt war, riet ihm dieser, in das Ausland zu gehen, um Philosophie, Logik und Dialektik zu lernen. Namentlich die Vorzüge der Logik weiss der Dichter dabei mit beredten Worten zu preisen (v. 162—181). In prächtigem Aufzuge, der uns in allen Einzelheiten mit jener das Mittelalter besonders kennzeichnenden Vorliebe vorgeführt wird (v. 183 bis 235), geht Adalbert nach Reims. Merkwürdig ist, dass der Dichter bei der Beschreibung der Stadt besonders auf antike Tempelüberreste hinweist. Es erweckt beinahe den Anschein, als wenn er selbst beim Anblick der Trümmer einen Eindruck von der überragenden Grösse der alten heidnischen Kultur bekommen hätte, wenn er bewundernd sagt (v. 270—78):

„Hanc prope metropolim fuit execrabilis olim
Ardua templorum moles, conclave deorum.
Paret adhuc horum facies antiqua locorum;
Templaque semiruta, lapidum compage soluta,
Advena miratur, oculosque ruina moratur.
Set prope cum fine careat mensura ruinae
Signaque cum veterum sint tecta iacentia rerum.
Integra cum starent, quae sic modo diruta parent,
Mole sui referunt, quae, qualia, quanta fuerunt.“

Selbstverständlich entzieht sich der Held unseres Gedichtes aller geistigen und sittlichen Gefahren, die einem in dem üppigen Frankreich drohten (v. 426) und widmet sich ganz dem Studium. Er zeichnete sich sogar bei einem Handgemenge, das zwischen Deutschen und Engländern ausgebrochen war, als Friedenstifter aus (v. 459ff.). Wir können aus dieser Erzählung ersehen, wie zahlreich damals schon Ausländer und unter ihnen die Deutschen die französischen Lande zum Studium aufsuchten. Der Lehrer, dem sich Adalbert, wie damals üblich war, allein anschloss, war Albricus.[1]) Nach Vollendung seiner Studien in Reims kehrte

1) Albricus Remensis war Lehrer in Reims bis 1136, wurde dann Erzbischof von Bituricum, wo er 1141 starb. Ihn hörte auch Wibald von Stablo, vgl. Jaffé a. a. O. I. Epist. No. 167.

er wieder nach Mainz zurück. Er ist begleitet von vornehmen Franzosen, ein Beweis dafür, dass auch Deutschland von den westlichen Nachbarn aufgesucht wurde. Doch Adalbert genügte noch immer nicht den Ansprüchen seines Oheims. Er sollte noch aus dem lebendigen Quell der Weisheit schöpfen.[1]) Er geht daher wiederum nach dem Westen und zwar nach Paris selbst. Hier vervollständigt er seine Kenntnisse in der Rethorik, Grammatik und Logik bei Thedricus, dem Landsmann und Lehrer des Johann von Salesbury.[2]) Ausführlich erzählt uns Anselm wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes von den drei Genera der Rede, in die Adalbert eingeführt wurde, und vergisst nicht zu erwähnen, dass jener seine Lehrer durch reiche Geschenke für ihre geistigen Gaben belohnte (v. 773). Andererseits kann sich der Dichter nicht genug tun in der Verachtung derer, die sich geistiges Wissen erwerben, um es nachher zu verkaufen. Er tadelt diese Leute mit den schärfsten Worten[3]) und lässt seinen Helden von dergleichen Plänen gänzlich frei sein, obwohl er sich nach jeder Richtung hin bewährte und er auch zum Politicus geeignet gewesen wäre (v. 319). Nur um die Wahrheit der Dinge zu erforschen, wie der Dichter noch einmal ausdrücklich betont, geht Adalbert noch nach Montpellier zum Studium der Medizin. Diese Stadt war wie auch Salerno in Italien als Hochschule zum Studium dieses Gebietes weithin berühmt. So mit allen Hauptwissensgebieten seiner Zeit vertraut gemacht, kehrte Adalbert nach Mainz zurück, wo er dann bald seinem Oheim im Amte als Erzbischof folgte, 1138. Er blieb dort bis zu seinem frühen Tode 1141.

---

1) v. 657. Hauriat ut vivum, quem dat sapientia, rivum.

2) Metalogicus I, 14.

3) v. 388—93.

Quod genus instructum fert non sine crimine fructum,
Quadrivii partes trivii vendendo vel artes.
Hoc et turpe genus, solitum conquirere fenus.
Ipsius ex arte, nulla laudabile parte,
Pro lucro discens, a lucro nec resipiscens,
Servat apum mores similes imitando labores.

Der uns in diesem Gedicht gegebene Studiengang ist wohl der für den höheren Geistlichen in jenen Zeiten übliche. Denn nach den Quellen haben sehr viele derselben in Frankreich ihre Studien vollendet. Neben den Männern, die literarisch oder politisch eine wichtige Rolle gespielt haben, wie Wibald von Stablo, Otto von Freising und Rainald von Dassel, sind auch viele andere, so Bruno von Cöln[1]) und Hillinus von Trier[2]) als Studenten in Frankreich gewesen.[3]) Auch die Bischofssitze der äussersten Grenzen schienen mit Vorliebe von hochgebildeten Clerikern besetzt zu werden, denn wir hören von Heinrich von Lübeck,[4]) Lucas von Gran,[5]) Daniel[6]) und Heinrich[7]) von Prag wie auch von dem Abt Godescalk[8]) von Selau in Böhmen, dass sie in Frankreich ausgebildet waren. Dies darf uns nicht wundern in einer Zeit, wo auf dem päpstlichen Stuhle ebenfalls Männer sassen, die die Bildung ihrer Zeit in vollem Masse besassen und meist selbst in Frankreich studiert hatten, wie z. B. Alexander III.

Diese Einwirkung Frankreichs auf wissenschaftlichem Gebiete ist nur ein Teil einer grossen kulturellen Bewegung. Auch die weltliche Seite des Lebens in Deutschlands empfing von Frankreich her eine Neubelebung. Rittertum und Minnegesang sind Erscheinungen, die die Deutschen in erster Linie den Franzosen verdanken. Das prägt sich darin deutlich aus, dass fast ausschliesslich die westlichen Teile des deutschen Reiches von diesen Bewegungen erfasst worden sind. Selbst die ersten grossen Epen in deutscher Sprache, das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht und das Rolandslied des Pfaffen Konrad beruhen auf französischen Vorlagen. Es wäre also

---

1) Catal. Archiepisc. Coloniens. M. G. SS. XXIV. S. 341.
2) Gesta Trever. Cont. M. G. SS. XXIV. S. 380.
3) Wattenbach, a. a. O. II. S. 9.
4) Arnold von Lübeck, „Chron. Slav." III, 3.
5) Gualter. Map. „de nugis curialium", ed. Wright. II, 7.
6) Continuatio Gerlaci Abbatis Milovicensis. M. G. SS. XVII. S. 684.
7) Ebenda, S. 692.
8) Ebenda, S. 694.

auffallend gewesen, wenn gerade auf dem jene Zeit beherrschenden Gebiete, dem kirchlich-wissenschaftlichen, eine Übertragung von Frankreich nach Deutschland nicht stattgefunden hätte.

IV. Wiedererweckung klassischer Erinnerungen in Deutschland durch italienische Einflüsse.

Wir sahen im Vorhergehenden, wie sich in Frankreich ein neues geistiges Leben entfaltet hatte, das ausgehend von dem Studium der Alten der ganzen kulturellen Entwicklung des Abendlandes eine neue Richtung zu geben schien. Ferner konnten wir feststellen, wie sich auch nach Deutschland hin die Wirkungen dieses Vorganges bemerkbar machten. Mit diesen Anregungen, die aus Frankreich kamen, verbanden sich seit etwa der Mitte des 12. Jahrhunderts geistige Einflüsse aus dem Lande der Antike selbst, aus Italien. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien waren ja nie vollständig unterbrochen gewesen. Noch war es feststehende Sitte, dass jeder deutsche König nach Italien zog, um sich in Rom die Kaiserkrone zu holen. Die Berührung mit der dortigen Bevölkerung war eine nur schnell vorübergehende und meist sogar feindliche gewesen. Jetzt, besonders seit Friedrichs I. Regierungsantritt, wurde das Verhältnis ein anderes. Dieser Kaiser legte den Schwerpunkt seiner Politik ganz nach dem Süden. Die Grundlage seiner Machtbestrebungen bildete das reiche Oberitalien mit seinem entwickelten Städtewesen, das ihm an erster Stelle die Geldmittel liefern sollte, deren er zur Machtentfaltung bedurfte. So ist es leicht erklärlich, wenn sich auch von dieser Seite her Einflüsse bemerklich machten, die eine Verstärkung der antikisierenden Richtung zur Folge hatten. Von Italien her zeigten sich vor allem die Einwirkungen des römischen Rechts. Italien hatte kulturell nie so unter dem Einfluss des Germanentums gestanden, wie die übrigen Länder Westeuropas. Schon dadurch, dass sich bis in das 11. Jahr-

hundert Teile der Halbinsel unter byzantinischer Herrschaft befunden hatten, erhielt sich vieles aus der Römerzeit in direkter Fortsetzung. Aber auch in den anderen Gegenden war es nie so weit gekommen, dass die wissenschaftliche Tätigkeit etwa ganz geruht hätte.[1])

Im Anfange des 12. Jahrhunderts zeigte sich nun ein neues Aufblühen des juristischen Studiums. Besonders Fitting hat in seinen Arbeiten die rechtlichen Studien der hier behandelten Zeit eingehend untersucht.[2]) Er kommt zu dem Ergebnis, dass die juristischen Studien, ebenso wenig wie die auf anderen wissenschaftlichen Gebieten, nie völlig brach gelegen haben. Damals ist aber durch den Lehrer Irnerius an der Bologneser Rechtsschule eine ganz neue Art der juristischen wissenschaftlichen Arbeit begründet worden. Vorher hatte die Neigung bestanden, dem Natur- und Gewohnheitsrecht grösseren Einfluss zu gestatten. Hiervon kam man infolge der Wirksamkeit des Irnerius und seiner Schule ganz ab. Allein das römische Recht, wie es das „Corpus iuris" bot, bildete in Bologna die Grundlage des Studiums. All die Zugeständnisse, die man vielleicht dem Volksrechte eingeräumt hatte, lehnte man ab. An dieser Hochschule wurde der Grund gelegt zu der Herrschaft, die die Antike später auch auf rechtlichem Gebiete gewinnen sollte.

Schon des kanonischen Rechtes wegen musste man sich eingehender mit den juristischen Wissenschaften befassen, dazu nötigte der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt in erster Linie. Es lag ein Bedürfnis vor, die Rechte der Kirche als Kampfmittel einheitlich zusammenzufassen. Das geschah in jener Zeit (um 1150) durch die Arbeit des Gratianus, der alle Canones und Dekrete in seiner „Concordia discordantium canonum" vereinigte. Gratianus lehrte ebenso

---

1) Vgl. Giesebrecht, „De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis", Berlin 1845.

2) Fitting, „Zur Geschichte der Rechtswissenschaft am Anfange des Mittelalters". Rektoratsrede, Halle 1874, ders.: „Die Anfänge der Rechtsschule zu Bologna", Berlin 1888.

wie Irnerius zu Bologna. Stellte sich damit die bedeutenste der damaligen Rechtsschulen in den Dienst der Kirche, so wusste andererseits auch die weltliche Gewalt die Waffe, die sich hier darbot, auszunutzen. Als Friedrich I. auf dem grossen Reichstage von Roncalia 1158 die kaiserlichen Rechte in Italien von neuem feststellen liess, zog er zu den Beratungen Bologneser Juristen hinzu. Rahewin nennt vier berühmte Doktoren, Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo, die damals besonderen Ruf genossen,[1]) und berichtet uns von einem näheren persönlichen Verkehr, den der Kaiser mit ihnen gepflogen habe. Sie mochten ihn mit der römischen Anschauung der kaiserlichen Allgewalt, wie sie im Corpus Justinianeum zum Ausdruck kommt, näher bekannt gemacht und in ihm das Bewusstsein gestärkt haben, der Nachfolger der römischen Imperatoren zu sein.[2])

Dass auch in Deutschland juristische Bildung, wenngleich in geringerem Umfange, zu finden war, zeigen uns die Catalogi Archiepiscoporum Coloniensium. Hier werden nicht allein juristisch gebildete Geistliche genannt, wie z. B. Erzbischof Heinrich,[3]) der sich von einem Inquisitionsprozesse freimachte, da er, wie hinzugefügt wird, iure sapiebat. Auch ein Laie, Theodericus de Mulengasse, wird ausdrücklich als erfahren in beiden Rechten, d. h. im kanonischen und weltlichen Rechte, bezeichnet. Er war mit mehreren anderen des Mordes angeklagt. Als er in Bedrängnis kam, zog er es vor, sich bei dem Kaiser selbst Recht zu holen. Es gelang ihm, der Deutsch, Französisch und Lateinisch beherrschte und sich durch hervorragende Beredsamkeit auszeichnete, den Prozess siegreich zu Ende zu führen.[4])

---

1) Rahewin, „Gesta Friderici I Imperatoris, IV, 5.

2) Vgl. Savigny, „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter", 1850, Bd. IV, S. 171ff und Pomtow, „Über den Einfluss der alten römischen Vorstellungen vom Staat auf die Politik Kaiser Friedrichs I. Hall. Diss. 1885, S. 40ff.

3) M. G. H. SS. XXIV, S. 366.

4) Catal. Archiep. Colon, a. a. O. S. 367. Causam suam coram ipso (sc. imperatore) ut vir scientiae laudabilis et in utroque iure peritissimus

Aber nicht allein auf dem juristischen Gebiete regte sich der Geist der Antike. Die Idee des römischen Kaisertums war ja nie vollständig erloschen. Besonders durch die fränkischen und deutschen Könige wurde durch die Kaiserkrönung die Erinnerung an die Herrlichkeit des alten römischen Reiches lebendig erhalten. Grade in dieser Zeit um 1150 lebte der Gedanke an die Weltherrschaft der Stadt Rom von neuem auf infolge der politischen Ereignisse. Die unglückseligen Verhältnisse des Papsttums seit dem Schisma von 1130, sowie die sittliche Herabgekommenheit und Verweltlichung der Geistlichkeit überhaupt, führten zu einer Reaktion. Zunächst innerhalb der Kirche selbst regten sich Reformgedanken, die ausgehend von der Idee der Armut Christi die Trennung des weltlichen Besitzes, wie überhaupt alles Weltlichen von der Kirche forderten. Einen Hauptführer fanden diese Bestrebungen in Arnold von Brescia. Er selbst war ein Geistlicher, wurde aber durch den Lauf der Ereignisse gezwungen, sich mit dem Laientume zu verbinden, das aus rein politischen Gründen gleichen Zielen nachstrebte. Als Schüler Abälards suchte er die Gedanken seines grossen Meisters von Gewissensfreiheit und Unabhängigkeit geistiger und weltlicher Macht durchzuführen. Zugleich verband er damit Erinnerungen an die römische Herrschaft unter den grossen Kaisern Constantin und Justinian und wusste durch seinen überragenden Geist die Bevölkerung der Stadt Rom mehrere Jahre hindurch im Banne dieser Ideen festzuhalten. Er ist damit einer der ersten Verfechter des italienischen Nationalstaates und steht zugleich mit dem ihm ähnlichen, aber schliesslich nicht gleichbedeutenden Cola Rienzi am Anfange der Reihe von Italienern, die, von antiken Idealen erfüllt, für die Einheit ihres politisch zerrissenen Vaterlandes eintraten. Aber nicht allein in Rom lebten damals solche Vorstellungen. Nannten sich die Vorsteher der italienischen Communen Consules, so lag darin schon eine Erinnerung an

---

et tribus idiomatibus, Latina, Gallica, Theutonica, eloquentissimus, disertissime et prudenter egit.

die Vergangenheit und Ansprüche für die Gegenwart. All diese Bewegungen konnten natürlich an den Deutschen nicht spurlos vorübergehen. Die deutschen Kaiser waren durch das Aufleben derartiger antiker Ansprüche in erster Linie getroffen. Mussten dieselben doch auf politischem Gebiete die allerwichtigsten Folgen zeitigen. Weiter unten werden wir sehen, wie sich die Deutschen diesen Bestrebungen gegenüber verhielten.[1])

V. Die humanistische Beeinflussung Deutschlands in seinen Geschichtsquellen des XII. Jahrhunderts.

In Frankreich sowohl wie in Italien sahen wir Bestrebungen aufkommen, die klassischen Idealen nachgingen. In Frankreich die scholastische Philosophie, die in ihrem Zurückgehen auf die grossen Philosophen der Griechen zunächst bewirkte, dass man sich mit den heidnischen Autoren — damals natürlich so gut wie ausschliesslich im lateinischen Text — eingehender beschäftigte. Das ganze Schulwesen erfuhr dadurch eine Belebung in humanistischem Sinne. Andererseits auch in Italien ein Zurückkommen auf klassische Ideale auf politischem wie auf geistigem Gebiete. Deutschland, mitten zwischen diesen beiden Ländern gelegen, hatte sich diesen Einflüssen nicht entziehen können. Am deutlichsten macht sich dies in der Geschichtsschreibung des 12. Jahrhunderts geltend. In jener Zeit erlebte sie einen Aufschwung, der sie wenigstens der Form nach weit über die der vorhergehenden und nachfolgenden Zeit erhebt.

1. Wibald von Stablo.

Wenn auch nicht zu den Geschichtsschreibern im eigentlichen Sinne gehörig, ist Wibald für uns doch eine wichtige Quelle, da uns in seinem erhaltenen Briefwechsel[2]) hoch-

1) Vgl. Abschnitt V, Teil 2.
2) Jaffé, a. a. O. I. Wibaldi epistulae.

wichtige Nachrichten für die Politik der deutschen Kaiser, namentlich unter Lothar und Konrad III. überkommen sind. Aber ebenso interessant wie diese ist die Persönlichkeit selbst, die uns in diesen Briefen entgegentritt.

Wibald, im Jahre 1098 geboren, entstammte einer bei Stablo ansässigen niederlothringischen Familie. In jenem Kloster erhielt er seine erste Ausbildung, die er dann in Lüttich vervollständigte. Wie umfangreich sein Wissen gewesen ist, bezeugt besonders der Brief, den er an Manegold, einen Canonicus in Paderborn, richtete.[1]) Dieser hatte in einem gleichfalls erhaltenen Briefe[2]) dem Wibald über seine Gelehrsamkeit Schmeicheleien gesagt. Wibald verfasste als Antwort ein Schreiben, in dem er deutlich nachweisen will, wie wenig er im Grunde doch wisse. Er vergisst aber nicht, in ausführlicher Breite darzulegen, über ein wie umfangreiches Wissen er im Grunde doch verfüge, und stellt sein Licht durchaus nicht unter den Scheffel. Er führt dann näher aus, wie viele schon vor ihm geschrieben hätten. Schon Cicero habe es für unmöglich erklärt, alles vor seiner Zeit geschriebene zu lesen, wenn man ihm auch seine Lebenszeit verdoppelte. Alle Gebiete des menschlichen Wissens seien von den Römern gepflegt, man brauche zum Beweise nur Tranquillus und Cornelius Nepos „de viribus illustribus" zu lesen. Dann zählt er eine grosse Reihe von Kirchenvätern und anderen christlichen Schriftstellern auf, die er gelesen hat. Er vergisst auch nicht seine grossen Zeitgenossen zu nennen, die seinen Jugendunterricht sicher stark beeinflusst hatten, wie Anselmus Laudunensis († 1117), Wilhelmus Parisiensis,[3]) Albricus Remensis[4]) und Hugo Parisiensis,[5]) von deren Gelehrsamkeit und Schriften, wie er sagt, die Welt erfüllt ist.

---

1) a. a. O. epist. No. 167.
2) Ebenda, No. 166.
3) od. Wilhelm von Champeaux, † 1121 als Bischof von Chalons.
4) Vgl. S. 23. Anm.
5) Abt von St. Victor bei Paris, † 1141.

Auffallend ist hierbei, dass er den Namen desjenigen Mannes, dessen Auftreten in der ganzen damaligen gebildeten Welt Aufsehen und Bewunderung erregt hatte, nicht nennt, nämlich Abälards. Es lässt sich dies nur daraus erklären, dass Wibald jener streng kirchlichen Richtung angehörte, die der Person und den Lehren Abälards auf das entschiedenste entgegentraten. Stand doch Wibald durch seine politischen Beziehungen dem Haupte jener Partei und hartnäckigsten Verfolger Abälards, dem Abte Bernhard von Clairvaux, persönlich nahe.

Wibald erwähnt dann weiter, dass er wohl in allen freien Künsten, sogar in der Medizin und im Ackerbau von ausgezeichneten Lehrern unterrichtet worden sei. Man müsse aber immer bedenken, dass nach den Worten der Bibel das Wissen stolz mache, die Liebe aber erbaue. Dann lehnt er jedoch die Meinung ab, als wolle er ihn etwa damit von der Wissenschaft fern halten. Das sei schon deshalb nicht angängig, da er selbst sich eifrig dem Studium hingäbe. Bei dieser Gelegenheit will er zugleich sein grosses Wissen beweisen und führt im Anschluss an Valerius Maximus VIII, 7 eine Reihe von berühmten griechischen und römischen Männern an, deren Beispiel er nachahme. Er nennt da Demosthenes, Pytagoras, Plato, Socrates, Demokrit, Carneades, Chrysippus, Anaxagoras, Sophocles, Simonides, von den Römern Cato, Varro, Crassus, Cicero, Caesar. Von berühmten Feldherren erwähnt er Themistocles, Cyrus, Mithridates. Hierauf verteidigt er sich gegen etwaige Vorwürfe, die man ihm machen könnte, weil er als Mann, dessen Haare schon grau zu werden anfingen, derartige Dinge treibe. Er sei, wie er im Anschluss an eine Stelle in Senecas Briefen sagt, nicht als Fahnenflüchtiger und Überläufer in dieses Gebiet der antiken Welt eingedrungen, sondern gleichsam als ein Späher, der nach Siegesbeute begierig sei.[1]) Gleich darauf

1) a. a. O.: Sed ne forte reprehendere et arguere incipias, me monachum et iam canescere incipientem talia vel lectitare vel cogitare, scias, quod ego haec castra ingredior non tamquam desertor et transfuga, set sicut explorator et spoliorum cupidus . . . vgl. Seneca, epist. I, 2, 4.

betont er aber die Unsicherheit aller Wissenschaft. Wie einst die Philosophenschulen sich befehdeten und grade das den Behauptungen anderer Entgegengesetzte als Wahrheit in Anspruch nähmen — hier führt er im einzelnen die Ansichten der antiken Philosophen über das höchste Gut an —, so hätte auch unter den Kirchenvätern keine Einigkeit bestanden. Nur die aufrichtige Gottesliebe könne die wahre Erkenntnis bringen. Manegold hatte in seinem Schreiben von Wibalds grosser Beredsamkeit gesprochen. In seiner Bescheidenheit verwahrt sich dieser auch hiergegen. Diese Gelegenheit lässt er aber nicht vorüber, ohne dem Briefempfänger eingehend auseinander zu setzen, was man von einem guten Redner zu verlangen habe. Man erkennt aus den oft wörtlichen Zitaten, dass er seine Ausbildung im engen Anschluss an die antiken Vorbilder empfangen hat. Quintilian, Cicero und Gellius sind vor allem seine Muster. Mit scharfem Blick erkennt er, aus welchen Gründen bei den Deutschen im Gegensatz zu den Alten die Beredsamkeit bei Laien und Klerikern darniederliege und führt dies auf das damals übliche Gerichtsverfahren zurück. Allein die Predigten Bernhards von Clairvaux können seinen Ansprüchen genügen. Er schliesst seinen langen Brief nicht, ohne sich noch einmal in das rechte Licht zu setzen. Im Anschluss an eine Anekdote, die uns Macrobius[1]) erzählt, vergleicht er sich mit Augustus, der einen armen Griechen für ein Lobgedicht fürstlich belohnt habe. Ebenso handle er, wenn er in einem so langen Briefe auf die Lobpreisungen des Manegold antworte und die Arbeit von zwei langen Nächten darauf verwende, ihm seine Weisheit mitzuteilen.

In gleichem Maße wie in diesem Briefe zeigt sich in seinen anderen Briefen die Belesenheit Wibalds. Er ist mit allen damals bekannten antiken Schriftstellern vertraut und zitiert sie auch häufig.[2]) Seine grosse Gewandtheit im

1) Macrobius, Saturnalia II. 4, 31.

2) So: Vergil (No. 138, 375), Terenz (No. 159), Horaz (No. 167, 234), Seneca (No. 167), Sallust (No. 128), Valerius Maximus (No. 167), Quintilian (No. 167), Gellius (No. 153).

lateinischen Stile wird auch von Otto von Freising indirekt anerkannt, wenn er sich für einen angeblich schlecht geschriebenen Brief entschuldigt,[1]) den er in Eile an ihn geschickt hätte. Ein Mönch Robert sendet ihm ferner ein von ihm verfasstes Leben des heiligen Foromanus[2]) zur Begutachtung.

Besonders charakteristisch ist es für die damalige Zeit, wie Wibald, namentlich in dem oben erwähnten Briefe (167) an Mangold, die heidnische antike Gelehrsamkeit immer mit seinem christlichen Glauben in Einklang zu bringen sucht. Stets betont er, dass ohne die göttliche Liebe und ohne Frömmigkeit die Wissenschaft nicht bestehen kann. Andererseits ist er immer bemüht, sein Verhalten gegenüber den Wissenschaften nicht nur aus den Kirchenvätern, sondern ganz besonders aus den Schriften der antiken heidnischen Dichter und Gelehrten zu begründen. Der Gegensatz, der sich hier gewissermassen in seiner Theorie findet, ist der gleiche in der Praxis. In einem Briefe macht er einem Stabulenser Mönche Heinrich heftige Vorwürfe, weil er sich eines Sprichwortes aus dem Terenz bedient hatte. Dies Sprichwort sei nicht aus dem Gesetze, dem Evangelium, der kirchlichen Gelehrsamkeit entnommen, es sei ein heidnisches, ein weltliches, sogar von den Komikern entlehntes.[3]) Er selbst aber scheut sich dagegen nicht, die Schriften der so verurteilten Heiden eifrigst zu sammeln. Aus zwei zwischen Wibald und einem Hildesheimer Praepositus Rainald — vielleicht dem späteren Kanzler Friedrichs I. und Erzbischofe von Köln — gewechselten Briefen geht hervor, wie lebhaft der Bücheraustausch unter der gebildeten Geistlichkeit jener Zeit gewesen sein muss. Rainalds Brief lässt ersehen, dass

1) ep. No. 387.

2) ep. No. 19.

3) ep. No. 315. Ais enim: „Nam si sapio, id quod scio nescio“ (vgl. Terentius „Eunuchus IV, 4, 53) . . . Et illud quidem proverbium non est sumptum de lege, de evangelio, de apostolo, de doctrina ecclesiastica; gentile est, seculare est, comicum est . . .

er von Wibald um Zusendung von Ciceronianischen Werken ersucht worden ist und zwar um sein Buch „de lege agraria", seine „Philippischen Reden" und seine „Briefe". Er will sie aber nur für eine entsprechende Gegenleistung schicken.[1]) Er bittet um Zusendung der „Noctes Atticae" des Gellius und um die „Cantica Canticorum" des Origines. Wenn er diese erhalten, sei er gern bereit, seine eigenen Bücher, die er sich aus Frankreich mitgebracht hätte, zu senden.[2]) In dem Antwortschreiben erklärt Wibald, warum er gerade Schriften Ciceros sich erbeten habe.[3]) Er fühle sich von ihm besonders angezogen und könne nicht dulden, dass ein so hervorragender Geist und seine glänzenden Erzeugnisse durch Vergesslichkeit und Nachlässigkeit zu Grunde gingen.[4]) Er sammle daher alles, was er von seinen Werken irgendwie erreichen könne, und suche sie in einem Bande der Nachwelt durch eine grosse Zusammenfassung zu erhalten.[5]) Er

---

1) ep. No. 207.

2) Auch hier sehen wir wieder, wie anregend in Bezug auf die Klassiker grade der Aufenthalt so vieler deutscher Studenten in Frankreich war. Eine Bestätigung hierfür ist die Nachricht bei Menco, der uns über die Abschreibetätigkeit Emos zu Paris und auf anderen ausländischen Schulen erzählt (Menconis Chronicon. M. G. SS. XXIII. S. 524): Reverendus siquidem pater a primis infantie rudimentis studiis litteralibus implicitus, adeo inter scolares alas fuit in scripturis studiosus, ut, aliis conscolaribus ludentibus et discurrentibus, nunquam ociosus inveniretur, nisi aut studeret vel scriberet vel illuminaret. Unde contigit, ut omnes auctores, videlicet ethicos, Ovidianos, Vergilianos, satiricos et alia opera poetarum, et metrica opera theologie, ut Auroram, Sedulium, Theopistam et similia, Priscianum majorem et minorem et Petrum Heliam, ac alios libros et Summas artis grammatice, nec non et summas dyalectice cum fratre suo bone memorie domno Addone plene consriberet. Quos omnes ipsi ambo Parisius, Aurelianis et Oxinie audierunt, et ex ore magistrorum glosaverunt et etiam glosas diversas et bursarios retulerunt.

3) ep. 208.

4) a. a. O.: Nec vero, ut cetera omittamus, pati possumus, quod illud nobile ingenium, illa spleudida inventa, illa tanta rerum et verborum ornamenta oblivione et negligentia depereant.

5) Ebenda: set ipsius opera universa, quantacunque inveniri poterunt, in unum volumen confici volumus, vgl. Wattenbach a. a. O. II, S. 290:

schickte zugleich den verlangten Origines, musste aber Ersatz für den Gellius schaffen, da er, wie er schreibt, das Buch unmöglich hätte herbeischaffen können. Wir müssen annehmen, dass er es grade anderweitig verliehen hatte, was auf einen Bücheraustausch in weiterem Umfange unter den deutschen Klöstern schliessen liesse.[1]) Er schicke an seiner Stelle ein Werk, dass über militärische Dinge handele und dass man auf Griechisch „Strategematon" nenne. Es sind die damals viel gelesenen „Strategemata" des Julius Frontinus.

Für Wibalds Denkweise ist es charakteristisch, dass er sich nicht scheute, über den Türeingang der von ihm neu wiederhergestellten Abtswohnung zu schreiben: „Nosce te ipsum".[2]) Er tut es, obwohl er sich, wie aus seinen Worten deutlich hervorgeht, vollkommen bewusst ist, die Inschrift eines heidnischen Tempels auf ein kirchliches Gebäude zu schreiben. Dass er die berühmte Inschrift des delphischen Apollotempels in griechischen Lettern, also wohl in dem grichischen Wortlaut an sein Wohnhaus schreiben liess, gerade dies zeigt uns, wie er mit antiken Gedanken vertraut war und wie ihm schon garnicht mehr zum Bewusstsein kam, in welchen direkten Gegensatz er sich durch dieses Betonen eines griechisch-heidnischen Wahlspruches zur offiziellen Kirchenlehre stellte.

Seiner feinen Bildung und seinem hervorragenden politischen Geschick verdankte Wibald unter mehreren deutschen Kaisern eine leitende Stellung. Er war nicht gleich den waffengewaltigen Bischöfen, wie sie dies Jahr-

---

Noch heute können wir die Frucht seines Fleisses in einem mächtigen Kodex auf der Berliner Bibliothek bewundern.

1) a. a. O.: Misimus tibi pro monimentis librorum vestrorum Originem in cantica canticorum, et pro Agellio Noctium Atticarum, quem ad presens habere nequaquam potuimus, librum, quem Graece strategematon vocant, quod militare est.

2) ep. 167. Er habe die Abtswohnung wiederhergestellt, den Spruch Ciceros vor Augen habend: „non domo dominus, sed domino domus honestanda est" (de offic. I, 39, 139) und fährt dann fort: Scriptum est ibi Grecis litteris de templo Apollinis: „Scito te ipsum".

hundert unter Friedrich I in Rainald von Dassel und Christian von Mainz sah, auf dem Schlachtfelde tätig. Seine Wirksamkeit bestand besonders in der Leitung der diplomatischen Verhandlungen zwischen dem Kaiser und der Kurie. Lothar und der Staufer Konrad waren seine Gönner. Namentlich für den letzteren war er tätig. Er war so zu sagen die rechte Hand des Kaisers. Die wichtigen Schreiben hatte er zu verfassen. War der König selbst doch von geringer Bildung, wie aus der Episode hervorgeht, die Wiebald in einem Briefe erzählt.[1]) Konrad liess sich von Wibald beim Mahle allerlei Trugschlüsse vormachen und war durch diese Kunststückchen so erfreut, dass er sagte, die gelehrten Leute müssten doch ein recht angenehmes Leben führen. Die bedeutenden geistigen Eigenschaften Wibalds machten ihn geeignet, auch dort als Gesandter hinzugehen, wo man eine gute wissenschaftliche Bildung vor allem zu schätzen wusste, nach Byzanz. Vielleicht lässt sich so erklären, dass er sich einige Kenntnis der griechischen Sprache erworben hatte und griechische Buchstaben zu lesen im Stande war.

Auf der Rückreise von einer Gesandtschaft nach Byzanz starb Wibald plötzlich im Jahre 1158. Mit ihm war eine ganz eigenartige Persönlichkeit dahingegangen. Einerseits als Mönch Vertreter des religiösen Ideales seiner Zeit, dem er auch in seiner weltlichen Tätigkeit durch eifrige Unterstützung der päpstlichen und kirchlichen Macht diente, war er andererseits doch ein Mann, der ganz im Leben dieser Welt stand, dem die Traditionen der antiken Welt in vieler Hinsicht als Vorbild und Muster dienten. Er ist darin ein Vorläufer späterer Jahrhunderte. Er gemahnt uns an die Zeit der Renaissance, die uns in ihren gelehrten Kirchenfürsten die extremste Entwicklung nach der antikweltlichen Seite bei Vertretern der Geistlichkeit zeigte.

---

1) ep. No. 167.

2. Otto von Freising.

In demselben Jahre wie Wibald starb eine andere bedeutende Persönlichkeit jener Tage, Otto, Bischof von Freising. Um 1114 geboren, war er doch beträchtlich jünger als jener. Sein Leben und seine ganze Entwicklung waren durch seine hohe Geburt bedingt. Als Stiefbruder Konrads III. und Oheim Friedrichs I. stand er von vornherein in engster Beziehung mit dem Kaisertume. Die verwandtschaftlichen Verbindungen liessen ihn nicht, obwohl er als Bischof von Freising einer der grossen Kirchenfürsten des Reiches war, in ein unbedingt ergebenes Verhältnis zum Papst geraten, wie es bei Wibald der Fall war. Und doch war er genötigt, zu den beiden mit einander kämpfenden Mächten Stellung zu nehmen.

Denn mit dem Wormser Konkordat vom Jahre 1122 war nicht ein dauernder Friede, sondern nur ein vorübergehender Waffenstillstand geschlossen worden. Die Kirche hatte damit keineswegs ihre Machtbestrebungen aufgegeben. Auf geistigem wie auf weltlichem Gebiete suchte sie die Menschheit ihrem Willen gemäss zu lenken, und beides gelang ihr damals in gleicher Weise. Ein Abälard musste der Gewalt Bernhards von Clairvaux weichen und die geistige Freiheit dem kirchlichen Zwange preisgeben. Ebenso stand unter Lothar und Konrad III. die höchste weltliche Gewalt im Dienste des Papstes. Jetzt aber entstand dem römischen Bischofe ein neuer Gegner im Kampfe um die Weltherrschaft in Friedrich I., der mit aller Kraft die alten Ansprüche des Kaisertums wieder aufnahm.

Otto von Freising hatte schon während seiner Studienzeit in Frankreich einen Blick in diese Verhältnisse tun können. Hier war ja die Stätte, wo der Kampf der Geister am meisten tobte. In Paris und auf den anderen Schulen Frankreichs wird er wie Johann von Salesbury die berühmten Lehrer seiner Zeit gehört haben. Letzterer ist es gerade, dem wir eine treffliche Schilderung der damaligen

Zustände auf dem französischen Schulen verdanken.[1]) Ebenso wie Otto erwarb er sich damals eine umfangreiche Kenntnis der Klassiker, wie sie uns in den Werken beider entgegentritt. Sie beide zeigen uns, auf welcher Höhe damals der Unterricht dort gestanden hat. Während aber Johann v. Salesbury in dem Streit zwischen Papst und englischem König wegen Thomas von Canterbury durchaus den kirchlichen Standpunkt einnahm, ist das bei Otto nicht immer der Fall.

Von Otto von Freising sind uns zwei grosse Werke erhalten, aus denen wir uns über seine Persönlichkeit und seine Anschauungen unterrichten können. Das sind die grosse Weltchronik, betitelt „de duabus civitatibus“[2]) und die „Gesta Friderici Imperatoris“.[3]) In beiden Werken zeigt sich die ausserordentlich hohe Bildung des Verfassers. Er beherrschte die lateinische Sprache mit ganz ungewönlicher Sicherheit. Diese konnte er sich nur auf den französischen Schulen erworben haben, wo man sich nach Johann v. Salesburys Schilderung mit den klassischen Autoren der Griechen und Römer beschäftigte. Andrerseits unterscheidet sich Otto dadurch von den meisten Schriftstellern seiner Zeit, dass er nicht ganz sklavisch an dem Wortlaute seiner Vorbilder haften blieb. Im Gegenteil ermöglichte ihm seine die lateinische Sprache völlig beherrschende Bildung, sich von ihnen in hohem Grade freizumachen. Er fusst durchaus auf den Autoren, die ihm namentlich für seine Chronik den Stoff darboten. Und doch ist seine Leistung, was die Formgebung anlangt, eine durchaus selbständige. Noch mehr tritt dies in den Gesten hervor. Man hat, angespornt durch die bei Rahewin gemachten Erfahrungen, seine Werke aufs genaueste nach versteckten Zitaten durchsucht, es ist

1 Vgl. Teil II.

2) Ottonis Episcopi Frisingensis Opera I. Sep. Ausg. d. M. G. H. Pertz, Hann. 1861.

3) Ottonis et Rahewini Gesta Friderici I. Imperatoris. Sp. Ausg. d. M. G. H., Waitz, Hann. 1884.

aber nicht gelungen, mehr als mal stärker mal schwächer an lateinische Klassiker anklingende Partien zu finden.

Von vielen Seiten ist darüber gestritten worden, ob der Otto der Chronik und der Gesten bezüglich seiner Weltanschauung derselbe ist.[1]) Man muss dabei bedenken, was in der zwischen der Abfassung der beiden Werke liegenden Zeit vor sich gegangen war. Er schrieb seine Chronik in den Jahren 1143—46. Seit 1137 Bischof von Freising, war er in beständige Kämpfe mit den weltlichen Gewalten, besonders den Welfen, verwickelt. Es war die Zeit geringer kaiserlicher Macht. Der Papst, der Herr der Lage, kümmerte sich nur wenig um das durch den Streit der kleinen weltlichen Mächte zerrissene Deutschland. Der Untergang aller weltlichen Ordnung schien sich zu vollziehen. Otto, der schon in früher Jugend in den Cisterciensierorden eingetreten war, musste durch alle diese Wirnisse in seinen mönchischen Ansichten bestärkt werden. Aus dieser Stimmung heraus schrieb er seine Chronik. Er tat es, um beim Schreiben des augenblicklichen Elendes zu vergessen.[2]) Dabei gewann in ihm jene mittelalterlich-kirchliche Gesinnung die Oberhand, die ihn ein Buch wie das achte der Chronik schreiben liess. Vergessen waren aller Frost und alle Zuversicht, die ihm das Studium der Alten geben konnten. Die Ansichten eines Bernhard von Clairvaux, so hoch sie zum Teil zu schätzen sind, hatten sich wenigstens äusserlich durchgesetzt und schienen den sich regenden freieren Geist ersticken zu wollen. Da trat nach dem zweiten Kreuzzuge der Umschlag ein. Das Kaisertum erhielt in Friedrich I. einen Vertreter, der sich energisch den Machtansprüchen der Kirche widersetzte. Mit allen gegebenen

---

1) Ein vollständiges Verzeichnis der hier hergehörenden Literatur s. b. Hashagen: „Otto von Freising als Geschichtsphilosoph und Kirchenpolitiker", Leipzig 1900.

2) Chronicon, Einleitung zu Buch I: Denique dum praeteritorum temporum calamitatum reminiscimur, instantis quodam modo pressurae quoquo modo obliviscimur.

Mitteln suchte er die Stellung des römischen Kaisertums in ihrem alten Umfange wieder herzustellen.

Die Konflikte, in die diese Ansprüche den Staufer hineinziehen mussten, erlebte Otto in ihrer höchsten Zuspitzung nicht mehr. Er sah nur, wie unter der kräftigen Leitung Friedrichs in den Verhältnissen ein Umschwung zum Guten eintrat. Das machte sich dann in dem leicht schwankenden Charakter Ottos sofort geltend. Als Friedrich von der Chronik Ottos gehört hatte und vielleicht durch seinen Kanzler Rainald darauf aufmerksam gemacht worden war, bat er sich das Werk von seinem Oheim aus. Sichtlich ungern schickte jener das Buch, das er aus der Bitterkeit seines Herzens geschrieben hatte[1]) und fügte hinzu, er wolle gern ein besseres Buch schreiben, wenn ihm der Kaiser den Stoff zur Verfügung stelle. Zugleich bittet er in einem Briefe an Rainald um dessen Empfehlung, denn er sei auf allen Gebieten der Philosophie bewandert und dadurch imstande, der Dolmetsch des Kaisers zu sein.[2]) Daraus geht hervor, dass Friedrich, der keine so tiefe wissenschaftliche Bildung besass, um ein Buch wie diese Chronik zu verstehen, sich auch darin seinem Kanzler anvertraute. Wir verstehen es also, wenn Otto gerade für dieses Buch die Fürsprache des Kanzlers erbittet.

Ein ganz anderer Geist spricht aus Ottos zweitem Werke, den Gesta Friderici. Hier zeigt sich Otto völlig als der Mann feiner Bildung. Er sieht nicht mehr alles in schwarzen Farben und wendet sich nicht mehr von dieser Welt ab. Im Gegenteil, zu allen Fragen, die seine Zeit bewegten, suchte er Stellung zu nehmen. Da interessieren

---

1) Einleitung zur Chronik: me ex amaritudine animi scripsisse.

2) Brief an den Kanzler Regenald: vestrae nobilitatis personam eo familiarius ac iucundius amplector, quo ipsius studio vos hactenus insudasse in eaque apprime eruditum esse cognosco. Ea propter non ut rudi sed ut philosopho de libro quem domino imperatori transmisi vestrae industriae confidentius scribo petens . . . bonum interpretem experiar. Itaque non indignetur vestra discretio nec sinistre, ut dixi, imperialibus auribus interpretetur.

ihn Männer wie Abälard, Arnold von Brescia und Gilbertus Porretanus. Manche Historiker haben ihm einen Vorwurf daraus gemacht, dass er von ihnen ausgehend die Erörterung philosophischer Fragen in sein Geschichtswerk einfügte. Doch ist man dazu nicht berechtigt. Nach seinen eigenen Worten fühlt er sich als Fortsetzer der alten römischen Geschichtsschreibung, wie auch Friedrichs Kaiserreich die Fortsetzung des alten römischen ist. Da dies ein Weltreich sei, so könne er auch von Sachen und Personen berichten; die nicht unmittelbar dem Reiche angehörten, denn die Erzählungen von allen Reichen und Völkern hätte Bezug auf den Zustand des römischen Imperiums, gleichsam wie auf ihren Quell.[1]) Auch Lucan und Vergil hätten sich mit den innersten Geheimnissen der Philosophie beschäftigt. So wäre es möglich, und zwar nach dem Vorbilde der Alten, nicht nur die zum Lesen des Werkes anzulocken, die sich für den Lauf der Geschichte interessierten, sondern auch diejenigen, die für die Feinheiten der Philosophie Sinn hätten.[2])

Bei der Erzählung der Vorgeschichte der Hohenstaufen schiebt er nun wegen Mangel an ihm geeignet scheinendem Stoffe wirklich mehrere längere philosophische Abhandlungen

---

1) Gesta. Einl. z. B. I.: Si qua vero ex aliis regnis aecclesiasticae secularisve personae gesta incidenter inserta fuerint, ab huius negotii materia aliena non putabuntur, dum omnium regnorum vel gentium ad Romanae rei publicae statum, tamquam ad fontem recurrat narratio.

2) Ebenda: Nec si a plana hystorica dictione ad evagandum oportunitate nacta ad altiora velut philosophica acumina attollatur oratio preter rem eius modi estimabantur, dum et id ipsum Romani imperii prerogativae non sit extraneum, rebus simplicioribus altiora interponere. Nam et Lucanus, Vergilius caeterique urbis scriptores non solum res gestas, sed etiam fabulosas, sive more pastorum vel colonum summissius vel principum dominorumque orbis narrando, stilum tamen frequenter ad intima quaedam philosophiae secreta attingenda sustulerunt. Sic enim non solum hi, quibus rerum gestarum audiendi seriem inest voluptas, set et illi quos rationum amplius delectat sublimitatis sublimitas, ad eius modi legenda seu cognoscenda trahuntur.

ein.[1]) Er folgte darin fast ganz ausschliesslich[2]) den Lehren des Gilbert de la Porée. Der Standpunkt desselben war schon deswegen der seinem Charakter angemessene, weil Gilbert in seiner Philosophie eine durchaus vermittelnde Richtung einschlug. Es galt dies vor allem von dem Universalienstreite, der ja damals im Mittelpunkte der Wissenschaft stand. Auch Gilbert blieb nicht von Anfeindungen verschont, schon weil die beiden extremen Richtungen mit ihm unzufrieden waren. Otto verbreitet sich über ihn und seine Schicksale ausführlich. Es zeigt sich hier so recht, wie gehässig man seinem Gegner entgegentrat, um ihn zu vernichten. Bernhard von Clairvaux ist derjenige, hinter den sich die Eiferer steckten, wenn sie beim Papste nicht durchdringen konnten. Dass sich der Papst nicht ohne weiteres auf ihre Seite stellte, war ganz natürlich, denn wie konnte man ohne eingehende Untersuchung entscheiden, welche unter den vielen widerstreitenden Meinungen die Kirche als die orthodoxe anerkennen konnte. Daraus erklärt sich auch die Unsicherheit der Päpste z. B. bei der Gestattung der Aristotelischen Schriften, denn lange hat es gedauert, ehe sich die Kirche für eine eigene, ihr genehme Philosophie entscheiden konnte. Damals musste man den gegnerischeu Ansichten Raum lassen, da man noch keine kirchlich approbierte Philosophie besass. So entschied sich damals der Papst Eugen III. nicht sofort, sondern verschob das Urteil bis zu einem Aufenthalte in Frankreich, weil er wegen der sich dort aufhaltenden Menge von Gelehrten bessere Gelegenheit habe, nachzuprüfen.[3]) Als sich nun

---

1) Gesta I, 5. I, 55. I, 65.

2) Vgl. W. Lüdecke, „Der historische Wert des 1. Buches von Ottos von Freising Gesta Imperatoris". Hall. Diss. 1884, S. 24 f., vgl. auch Bernheim, „Der Charakter Ottos von Freising und seiner Werke". Mitteil. d. Instit. f. österr. Geschichtsforschung. 1885.

3) Gesta I, 48: se Gallias introire ibique de hoc verbo, eo quod propter litteratorum virorum copiam ibidem manentium oportuniorem examinandi facultatem haberet, plenius velle cognoscere.

Bernhard sofort auf die Seite der Eiferer stellte, da findet er selbst den Tadel Ottos. Er nennt ihn so fanatisch wie leichtgläubig, namentlich in Bezug auf diejenigen, die seiner Ansicht nach der menschlichen Vernunft zu viel Gewicht beilegten.[1]) Dieses absprechende Urteil sucht er zu begründen und zu rechtfertigen durch den Bericht über den Prozess gegen Abälard.[2]) Er gibt zwar selbst kein Urteil in dieser Angelegenheit ab und bringt ganz sachlich den Lebenslauf und alle Einzelheiten des Prozesses, doch der Zusammenhang lässt nicht verkennen, dass er Sympathien für den Verurteilten hat. Wie sehr er interessiert war, beweist auch der Umstand, dass er selbst urkundliches Material wie die zwischen dem Papst und den Gegnern Abälards gewechselten Briefe in seine Darstellung aufnahm. Seine Kenntnis der Schriften Abälards zeigt er durch wörtliche Anführung der Anfangsworte der von Abälard kurz vor seinem Tode verfassten, uns aber nicht erhaltenen Verdeitigungsschrift.[3])

Nach dem Bericht über Abälard erzählt dann Otto in aller Ausführlichkeit den Prozess gegen Gislebert. Er benutzt zugleich die Gelegenheit, uns mit dessen Ansichten eingehend bekannt zu machen. Welche Stellung er selbst in diesen theologischen Fragen einnimmt, erfahren wir nicht. Er schliesst seinen Bericht, es sei nicht seine Sache, zu entscheiden, ob sich Bernhard durch seine menschliche Schwäche in dieser Angelegenheit geirrt habe, oder ob Gilbert sich nur durch seine hohe Gelehrsamkeit dem Verdammungsurteile zu entziehen verstanden habe.[4]) Doch

1) Gesta I, 49: Erat enim predictus abbas tam ex christianae religionis fervore zelotipus quam ex habitudinali mansuetudine quodammodo credulus, ut et magistros, qui humanis rationibus saeculari sapientia confisi nimium inherebant, abhorreret et, si quidquam ei christianae fidei absonum de talibus diceretur, facile aurem praeberet.

2) Gesta I, 49—51.

3) Gesta I, 51.

4) Gesta I, 61: Utrum autem predictus abbas Clarevallensis in hoc negotio ex humanae infirmitatis fragilitate tamquam homo deceptus fuerit,

wenn man das scharfe Urteil über Bernhard, das allerdings weit von dieser Stelle steht, im Gedächtnis behalten hat, wird man mehr zu ersterem geneigt sein. Eine Billigung der Ansichten Gisleberts liegt schon darin, dass er ihnen so weiten Raum gibt, was er in anderem Falle sicher nicht getan hätte. Wir müssen annehmen, dass er jedenfalls nicht auf dem Standpunkte Bernhards stand und eine Begründung des Glaubens durch die Vernunft durchaus anerkannte. Damit stand er auf dem Boden der damaligen Scholastik, die ausgehend von den Alten und auf ihnen fussend die göttlichen Lehren vor der Vernunft zu rechtfertigen suchte. Doch zeigen sich schon bei ihm die Anfänge jener dialektischen Art und Weise, in die sich die Scholastik unter Vernachlässigung des gründlichen Studiums der Klassiker verlieren sollte.

Schon oben[1]) sahen wir, wie Otto sich als Nachfolger der alten römischen Geschichtsschreiber fühlte. Diese Anschauung klingt auch in der Darstellung überall durch. Recht bezeichnend ist die Stelle, an der er das Zusammentreffen des Kaisers mit den gegen ihren Stadtherren, den Papst aufsässigen Römern schildert. In Rom vollzog sich damals ein ganz eigentümlicher Vorgang. Wie in allen Ländern zu jener Zeit und besonders in Italien machte sich zu Rom das Bestreben geltend, die Stadt von ihrem Herrn unabhängig zu machen. Wie leicht verständlich ist, griff diese Bewegung auf die Vergangenheit zurück und suchte durch Berufung auf die antiken Zeiten ihr Vorhaben zu unterstützen. An die Spitze stellte sich aber 1145 ein Mann, der eigentlich von ganz anderen Absichten beseelt, durch Unterstützung jener Ideen auch seine Sache fördern zu können glaubte. Das war Arnold von Brescia. Sein Ziel, die Besserung der Kirche durch vollständige Loslösung von allem Weltlichen glaubte er hier am besten und wirk-

---

vel episcopus tamquam vir litteratissimus propositum astute celando ecclesiae iudicium evaserit, discutere vel indicare nostrum non est.

1) S. 42.

samsten durchführen zu können, wo das Haupt der Christenheit seinen Sitz hatte. Er wurde aber schliesslich ganz in den Bannkreis antiker Ideale gezogen. Durch seine flammenden Reden stellte er den Quiriten, wie er die römischen Bürger nannte,[1]) jene Zeiten vor Augen, wo Rom die Welt beherrschte. Die alte Verfassung des römischen Staates führte man sogar wieder ein.

Otto berichtete hiervon schon in seiner Chronik.[2]) Doch nur kurz und ohne den Namen des Arnold von Brescia zu nennen. Um so ausführlicher holt er es in seinen Gesten nach. Er schildert uns den Charakter und die Absichten Arnolds und zwar recht ungünstig, obwohl er die geistigen Anlagen desselben in gewisser Weise anerkennt.[3]) Als Bischof und Verwandter des Kaisers musste er die Bestrebungen Arnolds verdammen. Auch das Anerbieten der Stadt, dem Kaiser von sich aus die Krone zu geben, konnte bei ihm auf keine Billigung rechnen. Denn im Grunde war die Bewegung, die Arnold leitete, eine durchaus demokratische. Die breiten Massen vor allen

---

1) Gesta II, 28: proponens antiquorum exempla, qui ex senatu maturitatis consulto et ex iuvenilium animorum fortitudinis ordine et integritate totum orbem terrae suum fecerint. Quare reedificandum Capitolium, renovandam senatoriam dignitatem, reformandum equestrem ordinem docuit.

2) Chronik. VII, 31.

3) Gesta I, 28: „His diebus Arnoldus quidam religionis habitum habens, sed eum minime, ut ex doctrina eius patuit, servans, ex aecclesiastici honoris invidia urbem Romam ingreditur, ac senatoriam dignitatem equestremque ordinem renovare ad instar antiquorum volens, totam pene urbem ac principue populum adversus pontificem suum concitavit". Gesta II, 28: „Arnoldus quidam Brixiensis . . . sub typo religionis et, ut evangelicis verbis utar sub ovina pelle lupum gerens. Vir quidem naturae non hebetis, plus tamen verborum profluvio quam sententiarum pondere copiosus. Singularitatis amator, novitatis cupidus, cuiusmodi hominum ingenia ad fabricandas hereses scismatumque perturbationes sunt prona. Is a studio a Galliis in Italiam revertens, religiosum habitum, quo amplius decipere posset, induit, omnia lacerans, omnia rodens, nemini parcens. Clericorum ac episcoporum derogator, monachorum persecutor, laicis tantum adulans.

berauschten sich an jenen antiken Erinnerungen. In ihrer Unklarheit schwebte ihnen eine Vereinigung der Kraft der alten Republik mit dem Glanze des späteren Kaisertumes vor. Der Brief, den sie einst an Konrad geschickt hatten,[1]) und die ihnen von Otto in den Mund gelegte Rede, die sie dem heranziehenden Kaiser Friedrich I. hielten,[2]) lassen das erkennen. Demgegenüber betonte Friedrich — wir werden Ottos eigene Meinung darin zu sehen haben — den Übergang der römischen Weltherrschaft an die Franken. Nicht er habe zu bitten und die Stadt zu gewähren, sondern umgekehrt.[3]) Er sei der rechtmässige Nachfolger der römischen Imperatoren. So stiessen hier zwei Gewalten feindlich aufeinander, die beide das gleiche Ideal klassischer Zeit zu verwirklichen suchten. Denn es gab keinen schrofferen Gegensatz als den absolutistisch gesinnten Monarchen und die demokratische Bewegung in Rom.

Wie Friedrich andererseits die seinen Bestrebungen günstige Wiederbelebung des römischen Rechts der Kaiserzeit benutzte und förderte, sahen wir schon oben.[4]) Er wusste die höhere Bildung seiner italienischen Untertanen zu schätzen. Denn dass die Deutschen den Unterschied deutlich empfanden, beweisen uns die Worte Ottos, als er den Einfluss der einheimischen italienischen Bevölkerung auf die eingewanderten Langobarden schildert. Infolge der Blutmischung hätten sie sowohl in Sprache und Gesittung wie auch in politischer Beziehung vieles aus der alten

---

1) Gesta I, 29: Et quidem regnum et imperium Romanum, vestro a Deo regimini concessum exaltare et amplificare cupientes, in eum statum, quo fuit tempore Constantini et Justiniani, qui totum orbem vigore senatus et populi Romani suis tenerunt manibus, reducere . . . vehementer et unanimiter satagimus atque studemus.

2) Gesta II, 29. Assurrexi tuae ac divae rei publicae profuturum gloriae, ad sacrum sanctae urbis senatum equestremque ordinem instaurandum, quatinus huius consilii, illius armis Romano imperio tuaeque personae antiqua redeat magnificentia.

3) Gesta II, 30.

4) s. o. Teil IV, vgl. auch Rahewin IV, 6.

Römerzeit bewahrt.[1]) Ottos Streben war es nun, die höhere Bildung, die er an den Italienern und Franzosen bewunderte, auch in seinem Vaterlande zu verbreiten. Das erfahren wir nicht von ihm selbst, sondern von dem Fortsetzer seiner Gesten.

3. Rahewin.

Als Otto von Freising sein Ende herannahen fühlte, begab er sich nach dem Kloster Morimund, wo er einst als Jüngling die Tracht der Cistercienser angelegt hatte, um sie nie wieder abzulegen. Hier übergab er auf dem Sterbebette seinem Schüler und Gehilfen Rahewin sein Werk zur Vollendung. Von ihm war es nur bis zum zweiten Buche geführt worden. Wahrscheinlich zum Teil auf Ottos Vorarbeiten fussend, führte Rahewin das Werk bis zum Jahre 1160 fort. Dabei versäumte er es nicht, darin seinem Meister ein Denkmal zu setzen. Er rühmt ihn als einen Mann von ganz aussergewöhnlicher Bildung, wie ihn Alemannien kaum noch einmal aufzuweisen hatte. Gründliche Belesenheit hätte er selbstverständlich in der Bibel gehabt, besonders hervorragend wäre er aber durch seine Kenntnis der Philosophie gewesen.[2]) Nur ist es nicht wörtlich zu nehmen, dass Otto die Schriften des Aristoteles, nämlich die Topik, die Analytiken und die Elenchen beinahe als erster nach Deutschland gebracht hat, denn man besass

---

1) Gesta II, 13. Verum tamen barbaricae deposito feritatis rancore, ex eo forsan quod indigenis per conubia iuncti, filios ex materno sanguine ac terrae aerisve prosperitate aliquid Romanae mansuetudinis et sagacitatis trahentes genuerint Latini sermonis elegantiam morumque retinent urbanitatem. In civitatum quoque dispositione ac rei publicae conservatione antiquorum adhuc Romanorum imitantur sollertiam.

2) Gesta IV, 14: Litterali scientia non mediocriter aut vulgariter instructus, inter episcopos Alemaniae vel primus vel inter primos habebatur, in tantum, ut praeter sacrae paginae cognitionem, cuius secretis et sententiarum abditis praepollebat, philosophicorum et Aristotelicorum librorum subtilitatem in topicis analeticis atque elencis fere primus nostris finibus apportaverit.

diese Schriften durch Boethius schon von Anfang an.[1]) Sicher ist er jedenfalls einer der ersten deutschen Gelehrten, der auf diese Schriften zurückgegangen ist und die beinahe vergessenen Werke seinen Zeitgenossen wieder bekannt gemacht hat.

Zugleich rühmt Rahewin Ottos Fürsorge für das Schulwesen. Auf den französischen Schulen hatte er das Interesse für die Wissenschaften eingepflanzt bekommen. Nach ihrem Beispiele suchte er die höhere Bildung in seiner Umgebung zu verbreiten. Er übertrug die ganze Art des Schulbetriebes nach seinem Bischofsitze Freising und pflegte die philosophischen Übungen und Disputationen ganz nach französischem Muster. In seinem Gedicht auf Otto kennzeichnet Rahewin die Bemühungen Ottos in schöner Weise.[2]) Leider sollte diese Bewegung, die man eine erste Renaissance in Deutschland nennen könnte, nur von kurzer Dauer sein. Schon mit der nächsten Generation bricht sie ab.

Wie gründlich man in Freising dem Studium der Alten obgelegen hat, dafür ist Rahewin selbst der schlagendste Beweis. Schon von Jugend auf mit Otto eng verbunden

---

1) Vgl. darüber Prantl, „Geschichte der Logik im Abendlande", S. 104ff.

2) Gesta IV, 14:

Huius in te studio studium vigebat:
Grata disceptatio plures acuebat.
Quid mos, aut quid ratio nemo non videbat:
Fraus et cavillatio latens non latebat.
Hic sacrum ecclesiae sublimavit cultum.
Ipse dedit strepere logicum tumultum:
Hoc in eius cinere totum est sepultum:
Talem nemo plangere potest satis multum.
Quis nunc tantam gratiam formis affirmabit?
Quis ad consequentiam tropos revocabit?
Aut quis eligantiam dictis assignabit?
Heu qualem sententiam schola vento dabit?
Quid rerum compactio sagax, dum rimatur,
Mathesis abstractio quid, dum contemplatur,
Quod nichil privatio per hunc dum probatur,
Quid ambarum actio morte scire datur?

und mit dessen Anschauungen und Wesen vertraut, war er der geeignetste Mann, das Werk Ottos in seinem Sinne weiterzuführen. Auch für Rahewin ist Friedrich der erhabene Imperator des römischen Reiches, dem er oft bis zur Grenze der Schmeichelei huldigt. Seine Nachrichten sind, so viel man sehen kann, zuverlässig, doch enthält er sich in vielen Fällen eines eigenen Urteils. Er liebt es, die betreffenden Briefe und Urkunden wörtlich auszuführen, überlässt es aber dann dem Leser selbst, sich eine Meinung zu bilden. Nach dieser Hinsicht glich also sein Werk dem seines Meisters.

Beinahe einzigartig ist aber die Form seiner Gesten. Fanden wir bei Otto eine vollkommene Beherrschung der Sprache, die es ihm ermöglichte, wohl in Anlehnung an die klässischen Vorbilder, aber doch ganz selbstständig in der Ausdrucksweise die Ereignisse zu berichten, so ist das bei Rahewin ganz anders. Früher hielt man ihn für einen glänzenden Stilisten, der selbst Otto in der Handhabung der lateinischen Sprache weit hinter sich liess. Seit den Untersuchungen von Prutz und anderen Gelehrten[1]) ist man zu einem anderen Ergebnis gekommen. Es hat sich gezeigt, dass Rahewin in ganz einzig dastehender Weise seine klassischen Vorbilder benutzt, ja ausgeplündert hat. Manche Kapitel sind wörtlich übernommen, andere sind mosaikartig aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengesetzt.[2]) Er benutzt alle die auch sonst dem Mittelalter geläufigen Autoren, wie Vergil, Ovid, Horaz, Sueton, Florus, Sidonius Apollinaris, Isidorus, besonders aber Josephus und Sallust. Die beiden letzteren schreibt er in weitgehendstem Masse aus. So bei der Schilderung der Belagerung Mailands,[3])

1) Vgl. H. Prutz: „Radewins Fortsetzung der gesta Friderici imperatoris des Otto von Freising". Danzig 1873. Er beschuldigt Rahewin des Plagiats. Gegen ihn: Jordan: „Ragewins Gesta Friderici imperatoris. Strassb. Diss. 1881, S. 48.

2) Vgl. III, 30, 33, 34, 35, 38, 41, 46, 48 IV, 2, 4, 5, 37, 38, 46, 56, 57, 68, 71, 72, 85, 86.

3) III, 30, 34, 38, 46 u. s. f.

oder wenn er einen von den Heerführern der Parteien eine Rede halten lässt.[1]) Wo er irgend welche Besonderheiten zu beschreiben hatte, für welche ihm die beiden ein Vorbild geben konnten, benutzte er sie wörtlich, wie bei der Schilderung des kaiserlichen Heereszuges,[2]) Kampfschilderungen oder Belagerungen,[3]) ferner zur Beschreibung des Lagers,[4]) des Kaisereinzuges in Mailand,[5]) ja selbst Charakterschilderungen entnahm er ihnen.[6])

Von unserem heutigen Standpunkte aus ist eine derartige Benutzung der Vorlagen durchaus zu verwerfen, doch will Rahewin eben nach seinen Zeitanschauungen beurteilt sein. Die Benutzung fremden geistigen Eigentums war damals durchaus nicht etwas ungewöhnliches, selbst unter Weglassung des Namens. Demgemäss wäre es also verkehrt, absprechend über ihn zu urteilen. Im Gegenteil, man sah gerade in der fleissigen Benutzung antiker Vorbilder einen besonderen Vorzug. Man glaubte ihnen so am nächsten zu kommen. Meist tat es aber der Schriftsteller in so äusserlicher Weise, dass man das Echte sofort von dem Unechten unterscheiden kann. Dagegen ist es hier mit einer Geschicklichkeit geschehen, die beinahe Bewunderung erregen muss. Man muss tief in den Geist einer Sprache eingedrungen sein, und eine ausserordentliche sprachliche Gewandtheit besitzen, wenn man in dem Grade, wie Rahewin, Satzteile aus verschiedenen Schriftstellern zusammenstellen will, ohne dass der Leser es auf den ersten Blick merkt. Ferner erfordert es eine ausserordentliche Belesenheit und ein langes Studium der alten Autoren, für alle Ereignisse und Schilderungen die Parallelstellen aus jenen herauszufinden. Alles dies ist dem Rahewin in

1) III, 34, 46, 48, IV, 4, 5, 56, 57, 71.

2) III, 35 nach Josephus.

3) III, 38 n. Sallust, IV, 37 n. Sallust, IV, 68 n. Josephus.

4) IV, 2 n. Josephus.

5) IV, 72 n. Josephus.

6) IV, 46: die Herzoge Heinrich und Gwelf nach Sallust und IV, 86 den Kaiser nach Sidonius Apillinaris und Einhard.

hervorragendem Masse gelungen. Diese Tatsache ist ein deutlicher Beweis für die ausserordentlich gründliche Ausbildung, die unser Autor auf der Freisinger Schule in den Klassikern erhalten hat. Vom historischen Standpunkte aus könnte man ihm in Bezug auf die formelle Abfassung seines Werkes nur dann Vorwürfe machen, wenn er sich durch die Vorbilder hätte verleiten lassen, direkt Falsches und Ungenaues in die Darstellung zu bringen. Dies ist nach den Untersuchungen von Jordan[1]) nicht geschehen. Immerhin hat er durch geschickte Fortlassung einzelner Satzteile oder durch Hinzufügung neuer dem Wortlaut ein selbständiges Gepräge zu geben verstanden.

4. Herbord.

Zu derselben Zeit wie Otto von Freising verfasste ein Bamberger Mönch eine Schrift, die ebenfalls Zeugnis ablegt für den hohen Stand, den die Bildung der damaligen Zeit im engen Anschluss an die Antike erreicht hatte. Es ist das von Herbord verfasste Leben des Bischofs Otto von Bamberg.[2]) Herbord, aller Wahrscheinlichkeit nach Scholastikus des Klosters Michelsberge zu Bamberg, schrieb sein Leben des berühmten Heidenapostels nicht, weil man darüber etwa noch keine schriftliche Aufzeichnung besessen hätte. Vielmehr lagen schon zwei Bearbeitungen in der Vita des sogenannten Prieflinger Anonymus und in der seines Klosterbruders Ebbo vor. Aber dem für seine Zeit hochgebildeten Manne genügte die Form derselben nicht. So ist es die Form, auf die er vor allem Wert legt. Die Güte seiner Nachrichten nach ihrem Wahrheitsgehalt lag ihm weniger am Herzen.

Hinsichtlich seiner historischen Zuverlässigkeit ist er daher des öfteren geringer einzuschätzen als seine Vor-

1) S. o. S. 50. Anmerk. 1.

2) Herbordi Dialogus de Ottone Episcopo Babenbergensi. M. G. SS. XX. 1868 und bei Jaffé Bibl. rer. Germ. V. 1869.

gänger.[1]) Doch will er garnicht von rein historischem Standpunkt aus beurteilt sein. Die ganze Anlage seines Werkes zeigt das schon. Er gibt uns die Lebensbeschreibung nicht in der gewöhnlichen Darstellungsweise und in zeitlicher Aufeinanderfolge, sondern in der Form eines Dialoges. Sein Vorbild war dabei ganz deutlich Cicero. Mit einem geradezu staunenerregenden Geschick weiss uns Herbord mit fast dramatischer Lebendigkeit das Leben Ottos durch den Mund der Gesprächsteilnehmer vorzuführen. Mit allen Kräften ist er zugleich bemüht, den Schein der Wirklichkeit aufrecht zu erhalten. Seine Klosterbrüder Sefrid und Thiemo, die einst ihrem Bischof persönlich nahe gestanden und dessen Tätigkeit sowohl in Bamberg wie auf seinen Missionsreisen mit erlebt hatten, konnten sicher am besten über all' diese Vorgänge berichten. Dass natürlich die Reden, die Herbord den auftretenden Personen in den Mund legt, nicht wörtlich so gehalten sein können, darüber ist wohl kein Wort zu verlieren. Eine wortgetreue Wiedergabe einer Rede wäre selbst zu unserer Zeit nur selten möglich. Notwendigerweise muss der Schriftsteller seinen Personen das in den Mund legen, was sie nach seiner subjektiven Meinung gerade in der betreffenden Lage gesprochen hätten, und ebenso natürlich ist es, dass ihm dabei oft seine persönlichen Ansichten mitunterliefen. Fand er doch in der Antike an ihren besten Geschichtsschreibern die passendsten Vorbilder.[2]) Schon aus den wörtlichen Citaten geht hervor, dass unser Herbord sich an ihnen gebildet hattte. In mehreren Kapiteln des ersten Buches lehnt er sich fast wörtlich an Ciceros Bücher über die Pflichten an[3]) und Sallust wird gleichfalls angeführt.[4]) Da Herbord im ersten

1) Vgl. Wattenbach a a. O. II, 188.

2) Der Vorwurf trifft also Herbord nicht, wenn Jaffé in der Einleitung zu seiner Ausgabe sagt (S. 699): Adulterare res enim iam id est diverbiis et allocutionibus commenticiis relationem exornare.

3) I, 2—7.

4) I, 11.

Falle eine Vorlage in so ausgedehntem Masse ausschreibt und trotzdem nicht angiebt, hat man ihm einen Vorwurf daraus machen wollen. Wie in obigem Falle[1]) ist eine Beurteilung nach dem Masstabe unserer Zeit abzulehnen. Man kann fast jeden mittelalterlichen Historiker daraufhin untersuchen, nur selten wird man es angegeben finden, wenn ein anderer Schriftsteller ausgeschrieben ist. Meist wird die Stelle gar nicht besonders hervorgehoben oder höchstens eine nichtssagende Redensart wie „ut ait quidam“ und ähnliches eingeflochten. Wir können also von Herbord auch nichts anderes fordern.

Dagegen muss man bewundern, mit welcher Feinheit und mit welchem Geschick er den Dialog von Anfang bis zu Ende durchgeführt hat. Durch kleine Kunstgriffe, wie Einwürfe, Fragen und Bitten um nähere Erläuterung weiss er ihn zu beleben. Ebenso wie die ganze Anlage des Dialogs beweist seine Sprache, wie er sich mit den Klassikern beschäftigt und sich in ihren Werken heimisch gefühlt hat. Zugleich waren ihm auch die theologischen gelehrten Fragen, die seine Zeit auf französische Anregung hin bewegten, nicht fremd. Er geht auf sie näher ein und weiss einen selbstständigen Standpunkt zu wahren.[2])

5. Ligurinus.

Wir sahen oben, wie sich schon in den Anfängen Friedrichs I. eine Belebung der Literatur bemerklich machte. Otto von Freising und Rahewin standen in unmittelbarer Beziehung zu Friedrich, auf dessen eigenste Anregung die Gesten ja ursprünglich zurückgehen. In den langen Kämpfen, die nun den ersten glücklichen Jahren nach dem Ausbruch des Schismas 1159 folgten, mochte sich für den Kaiser und seinen Hof weniger Gelegenheit bieten, die literarische Tätigkeit anzuregen. Dies war um so begreiflicher, als Friedrich

1) Vgl. auch S. 51.

2) So z. B. II, 18 über die Sacramente, vgl. auch: Wiesener in „Forschungen zur deutschen Geschichte“, Bd. XXV, S. 128.

selbst tieferer Bildung ermangelte.[1]) Als aber nach Beendigung des Schismas glücklichere Tage hereinbrachen, da nahm die Dichtkunst und zwar das Epos einen ungeahnten Aufschwung. Das geistige Leben empfing bei Hofe schon dadurch eine Neubelebung, dass der Kaiser bemüht war, seinen Kindern eine bessere Bildung zu geben, als er sie besass. Zugleich hatte der 1167 vor Rom durch die Pest dahingeraffte Rainald in Konrad von Hildesheim einen Nachfolger erhalten, der nicht minder für das geistige Leben der Zeit interessiert war. Dass jetzt nicht so sehr die Geschichtsschreiber als die Dichter durch den glänzenden Hof Friedrichs zum Schaffen angeregt wurden, das lag wohl in dem Zuge der Zeit nach dem formal Schönen. Die Anregung dazu kam hier aus dem Westen, aus Frankreich. Dort wurde ebenso wie die lateinische Sprache überhaupt, so auch die Verskunst nach dem Vorbilde der Alten eifrig betrieben. Schon von Abälard weiss man, dass er so gedichtet hat. Zunächst beschränkte man sich auf kleinere Gedichte, sei es kirchlicher, sei es weltlicher Art. Bald war man soweit vorgeschritten, dass man sich auch an einen grösseren Stoff wagte. Anleitung dazu gaben viele sogenannte Poetrien, wie z. B. die „Poetria nova“ Galfrieds und der „Labyrinthus“ Eberhards. Jeden Stoff suchte man nun in Versform umzusetzen, wobei man zunächst rein praktische Zwecke im Auge hatte. Selbst der Inhalt der Bibel wurde von Petrus Riga in 15056 Verse gefasst. Bald erhielt Frankreich seine grossen Heldenepen in lateinischer Sprache wie die Alexandreis des Gualterus ab Insulis. Infolge der schon mehrfach berührten engen Beziehung, die auf geistigem Gebiete zwischem Frankreich und seinen östlichen Nachbarländern

---

1) Ligurinus VIII, 496:

Talia facundo regaliter ore sonantem
Spectabat stupido miratrix curia vultu.
Quod neque doctrinae studiis imbutus et aevo
Paene puer, canos, scripturarumque peritos
Sensibus et blanda praecederet arte loquendi.

bestand, zeigten sich auch dort bald ähnliche Bestrebungen. Dies geschah um so leichter, als hier die glänzende Regierungszeit Friedrichs I. genug Stoff für ein Heldenepos bot. Ganz entbehrte allerdings die damalige Ependichtung auch in der deutschen Literatur der Vorbilder nicht. Man denke nur an den Poeta Saxo und Hrotsuith von Gandersheim. Doch waren sie von unserer Zeit durch Jahrhunderte getrennt.

Der Form nach steht da bei weitem an erster Stelle das Gedicht Ligurinus, das nach den Untersuchungen von Pannenborg und anderen einem gewissen Guntherus zugeschrieben wird, welcher das Gedicht verfasste, um sich die Gunst des Kaisers zu gewinnen. Das Gedicht, das im Mittelalter sonst nirgends erwähnt ist, wurde von Conrad Celtis im fränkischen Kloster Eberach in einer Handschrift gefunden und bald darauf veröffentlicht. Wir besitzen das Gedicht jetzt nur noch in diesem Drucke. In späterer Zeit verlor man die genauere Kenntnis des Mittelalters und vermochte nicht an einen Ursprung aus diesem Zeitalter zu glauben. Im Jahre 1737 wurde das Epos von Senkenberg als eine Fälschung des Celtis erklärt, denn nur einer Humanistenfeder vermochte nach seinem Urteil ein derartiges Gedicht zu entstammen. Wenn man auch zuweilen Bedenken äusserte, so hielt man doch bis in die neueste Zeit an dieser Ansicht fest. Erst nach den Arbeiten Pannenborgs[1]) wurde die Beurteilung eine andere, und jetzt ist man allgemein von der Echtheit überzeugt. Wenn wir allein die Geschichte des Gedichtes betrachten, so sehen wir schon daraus, welchen Aufschwung die Wissenschaften und die Dichtkunst genommen hatten, um ein Gedicht zu ermöglichen, das man auch einem Vertreter der Hochrenaisance zuschreiben konnte. Und noch heute wird der unbefangene

1) Pannenborg in d. Forsch. z. deutsch. Gesch., Bd. XI, „Über den Ligurinus". Bd. XIII, „Magister Guntherus und seine Schriften", Bd. XIX, „Die Verse in der Historia Constantinopolitana und der Dichter des Ligurinus".

Leser beim Durchlesen dieses Epos unwillkürlich an ein humanistisches Erzeugnis denken.

Den Stoff gaben dem Dichter die Kämpfe Friedrichs in Oberitalien, die sich hauptsächlich ja um Mailand abspielten. Er schloss sich dabei völlig an seine Vorlage, die Gesten Ottos von Freising und Rahewins, an, ohne eigenes hinzuzutun. Dass er damit nichts ungewöhnliches tat, beweisen zahlreiche ähnliche Fälle.[1]) Auffallend ist an diesem Gedicht vor allem die Form. In dieser Beziehung kann sich der Ligurinus den grossen französischen Epen getrost an die Seite stellen. Glatt fliessen die Hexameter dahin, ohne sich in den Ausartungen zu gefallen, die wir in jener Zeit so häufig finden. Ein gereimter Verschluss oder gar verschränkte Reime, der sogenannte Leoninische Vers und seine Abarten, zeigen sich so gut wie gar nicht. Zahlreich sind die Vergleiche, die er in wirklich schönen Versen natürlich an Hand antiker Vorbilder, aber doch in selbstständiger Form, ausmalt. Ich nenne nur den Vergleich des Helden mit dem gereizten Löwen (II, 428—91) oder die ausführliche Schilderung eines Schiffsunterganges mit allen seinen Schrecken, die die Vernichtung einer Stadt darstellen soll (X, 374—395). Eine derartige Formvollendung ist nur möglich durch eifrigstes Studium der antiken Epen wie der Aeneis des Vergil, der Metamorphosen des Ovid und der Pharsalia des Lucan. Schon wegen ihres Stoffes boten der erstere und der letztere ähnliches, denn auch hier handelte es sich um die Verherrlichung eines Helden.

Von dem Dichter ist jedoch immer die Selbstständigkeit gegenüber seinen Vorlagen gewahrt worden. Was sich oben von Otto von Freising und Rahewin in Bezug auf den Prosastil sagen liess, gilt hier vollkommen in gleicher Weise für die Dichtkunst. Der Dichter steht durchaus über dem Stoff und hinsichtlich seiner Formgebung auf einer für die Deutschen im Mittelalter einzigen Höhe. Dies war ihm nur

1) Pannenborg. Forsch. XI, S. 191 führt hierfür mehrere Beispiele an.

möglich, durch völliges Eindringen und Einleben in den antiken Geist in der Art der Humanisten. Mit vollem Recht sagt der Dichter am Anfang des Epos, dass König Heinrich, dem er sein Gedicht widmete, die so lange stummen und an Schweigen gewöhnten Musen zu ihrem alten Berufe wieder erwecke.[1]) Denn die Förderung eines solchen Dichters hiess sicherlich den antiken Geist zu neuem Leben erwecken. Leider machten sich zu jener Zeit, als mit dem Ligurinus — er erschien um das Jahr 1187 — die lateinische Poesie in Deutschland ihre schönste Blüte trieb, schon starke Anzeichen einer rückgängigen Bewegung bemerkbar und zwar in den Werken des

6. Gottfried von Viterbo,

der ebenfalls am Hofe Friedrichs I. lebte. Er gehörte auch zu der grossen Zahl der Dichter, die, wie Gunther dichterisch übertreibend sagt, der kaiserliche Hof kaum fassen konnte.[2]) Gottfried stammte wahrscheinlich aus einer sächsischen Familie, die durch den Hofdienst nach Viterbo gekommen war. Seine Ausbildung empfing er jedenfalls in Bamberg, wo um dieselbe Zeit auch jener Herbord gelebt hat, dessen treffliche „Vita Ottonis“ wir oben[3]) kennen lernten. War schon dieser Mann ein Beweis für den hohen Stand der wissenschaftlichen Studien in Bamberg, so finden wir das in den Aussagen Gottfrieds bestätigt. In seinem Pantheon spricht er von dieser Stadt und verkündet ihr Lob in einer Reihe von Strophen. Nach ihm hätte man in Bamberg nur lateinisch sprechen hören.[4]) Der Stadt, der er die Grundlagen seiner Bildung verdankt, will er in diesen Versen

---

1) Ligurinus I, 67/8: Jamque diu mutas solitasque silere camoenas — Excitat ad veterem digna mercede laborem.

2) Ebenda X, 621: egregios vix suscipit aula Poetas.

3) Vgl. S. 52ff.

4) Gottfried von Viterbo M. G. SS. XXII, Pantheon XXIII, 33:

Docmate grammatico clerus solet ille beari
Nullaque vulgaris vox audet in urbe sonari
Sola solet cunctis lingua Latina dari.

seinen Dank abstatten.[1]) Schon unter Konrad III. Kaplan, hatte er dieselbe Stellung unter Friedrich I. beibehalten. Vielleicht ist er sogar einer der Lehrer Heinrichs VI. gewesen. Jedenfalls muss er dann in ein besonders nahes, beinahe freundschaftliches Verhältnis zu König Heinrich getreten sein. Ihm widmet er seine Werke. An ihn wendet er sich in seinen Einleitungen. Er preist darin die Gelehrsamkeit des Königs und weist wiederholt darauf hin, welche Vorteile ihm diese Bildung gerade in seinem Herrscherberufe verschaffe.[2]) Gottfried verfasste drei grosse historische Epen, das „Speculum regum", das „Memoria seculorum" und das „Pantheon". In dem ersten gibt er eine Weltgeschichte von der Sindflut an bis auf Pippin. Sein Bestreben geht in diesem Werke darauf, die Verwandtschaft der Franken mit den Römern nachzuweisen, was ihm gelingt, indem er beide von den Trojanern abstammen lässt. Auch hier liegt das Bemühen zu Grunde, die eigene Stellung aus der Antike herzuleiten und alte Ansprüche zu erneuern. Karl der Grosse war ihm die Verkörperung der Vereinigung der germanischen und römischen Welt. Seinem Herrscher stand als dem Nachfolger des grossen Kaisers die gleiche Stellung zu. Diesem um 1183 verfassten Werke folgte schon 1185 ein grösseres, die ganze Weltgeschichte umfassendes aus Prosa

---

1) Ebenda:

Laude vacans ista recolo mihi tempora prisca,
Prisca fuit puero mihi Bamberga magistra
Mens mea que didicit, reddit amica sibi.

2) Gottfried v. Vit. a. a. O. Speculum regum. Einleit.: „Gaudeo me regem habere philosophantem, cuius majestatem non oporteat in causis rei publicae scientiam ab aliis mendicare, neque tam, quam nescium aut imperitum consistere, ubi altissima seculi negotia competit actitare".

Memoria seculorum. Einl.: Tu vero, Henrice, regum omnium felicissime, sicut a pueritia curasti philosoficis inherere doctrinis ita et in posterum, quamvis necessitatibus bellicis et rei publicae motibus occuperis antiquorum regum et imperatorum ystoriis phylosofica indagatione conscriptis et ad tua tempora multifarie delegatis, semper studeas erudiri, ut, cum illorum virtutes et acta didiceris, per rerum noticiam status tui imperii debeat emendari, et ad futura accidentia cautior inveniri.

und Dichtung bestehendes Buch, Memoria seculorum betitelt. Darin waren auch die „Gesta Friderici“ aufgenommen, die ähnlich wie der „Ligurinus“ die Kämpfe um Mailand verherrlichte; sie reichen aber weiter und verwerteten zum Teil eigene Erlebnisse. Dieser uns nur in Bruchstücken erhaltene Teil ist historisch das einzig wertvolle unter Gottfrieds Schriften. Dem rastlos tätigen Manne genügten aber seine Arbeiten noch nicht. Wahrscheinlich durch die Bekanntschaft mit Otto von Freisings Werken angeregt gab er eine neue Bearbeitung des ganzen Stoffes in seinem Pantheon, das er dann selbst noch einige Male umarbeitete.

Der Umfang seiner Werke ist staunenswert; dabei muss man noch bedenken, wie sehr er durch seine amtliche Tätigkeit in Anspruch genommen war. Wie ihm eine solche Arbeitsleistung überhaupt möglich geworden ist, das wird uns erst durch die eigene Schilderung seiner Tätigkeit klar. In dem richtigen Gefühl bei den Kennern und grösseren Gelehrten mit seiner Arbeit keinen Beifall zu finden, entschuldigt er sich mit seiner ständigen amtlichen Inanspruchnahme. In den Ecken der kaiserlichen Pfalz, beim Reiten, bei der Rast auf einem Ritt, mitten im Lager und Kriegsgetümmel benutzte er jeden freien Augenblick zum Diktat, stets bereit, durch amtliche Geschäfte gestört zu werden. Schon die Anzahl seiner Gesandschaftsreisen in fast alle Länder Europas — er will allein nach Rom 40 mal gereist sein — mussten seine Kräfte voll in Anspruch nehmen.[1])

1) Gottfried v. Vit. Memoria secul. M. G. SS. S. 105. Einleit.: Attendant magis humanos labores meos et rerum magnitudinem, operis prolixitatem, cum ego in angulis palatii imperialis, aut in via equitando sub aliqua arborum aut in silva aliqua absconsus ad horam ista scripserim, in obsidionibus castrorum, in periculo preliorum multorum non in heremo vel in claustro aut aliquo quietis loco positus hec dictaverim sed in omni motu et rerum turbatione assidue, et in guerra et in rebus bellicis, in strepitu tante curie, ubi me oportebat cotidie esse assiduum, ut pote capellanum die ac nocte, in missa, in omnibus horis dei, in mensa, in causis agitandis, in epistolis conficiendis, in cotidiana cura novorum hospitiorum, in stipendiis couquirendis mihi meisque, in maximis lega-

Andrerseits ermöglichten ihm gerade diese Reisen, sich Kenntnisse zu erwerben, die den anderen Zeitgenossen nicht geläufig waren. Nicht nur in der Heimat, in der kaiserlichen Pfalz zu Hagenau, in Worms, Speyer, Aachen,[1]) auch in der Fremde war keine Bibliothek vor seiner Sammlertätigkeit sicher. Man könnte ihn darin mit den italienischen Humanisten vergleichen, wie sie in der Renaissancezeit Deutschland nach alten Handschriften durchforschten und ausplünderten. Selbst die Menschen forschte er aus und zwar mit Vorliebe die Gesandten ferner Länder, wie Armeniens, der sarazenischen Lande und Griechenlands. So trug er sich im Laufe von 40 Jahren das reiche Material zusammen, das er dann in seinen Werken so ausgiebig verwerten konnte.[2])

Gottfried verstand es aber leider nicht, diese Stoffmassen in entsprechender Weise zu verarbeiten. Schon rein äusserlich betrachtet, steht er lange nicht auf der Höhe, wie sie seine Zeit z. B. im Ligurinus erreicht hatte. Er bediente sich nicht der klassischen Form des Hexameters in seiner Erzählung, sondern liess auf je zwei Hexameter einen Pentameter folgen. Nicht nur dies allein bedeutete eine gänzliche Abkehr von den antiken Formen. Er bediente sich auch all der Entartungen, in denen sich die mittelalterliche Dichtkunst gefiel, z. B. verband er die drei zu

---

tionibus peragendis, bis in Siciliam, ter in Provintiam, semel in Hyspaniam, caepe in Franciam, 40 vicibus Romam de Alemania et in omni labore et sollicitudine assidue magis quam aliquis coetaneus in imperiali curia pertulisset.

1) Vgl. dazu den Handschriftenfund von Delisle, der uns diese Nachricht erhalten hat. Näheres darüber bei Wattenbach a. a. O., II, Seite 294.

2) Memoria secul. Einl.: Quodsi dixerit quis unde omnia ista invenerim, sciat me in omnibus regnis et ecclesiis, ad quas unquam perveni, librorum fuisse eraria perscrutatum et de illis omnibus per spatium 40 annorum dulciora et magis necessaria deflorasse. Sepe enim Greci a Constantinopoli et Sarraceni a Babillonia a Perside et Armeni ab Armenia ad curiam imperialem et papalem venientes et magnas legationes ferentes, me instruxerunt et sua scripta liquando tradiderunt mihi.

einer Strophe zusammengefassten Verse möglichst durch einen Reim. Diese Art der Darstellung gibt seinen Werken etwas unzusammenhängendes, welcher Eindruck noch verstärkt wird, wenn der in Verse gefasste Stoff durch grosse prosaische Stellen unterbrochen wird, wie in den Memoria seculorum.

Denselben Rückgang wie die verstechnische Seite zeigt die sprachlich grammatische. Weit entfernt von den klassischen Formen eines Otto von Freising oder Gunther, gelingt es Gottfried nur mit Mühe seinen Stoff auf plumper Art in die Verse zu pressen. Kann man in der scholastischen Philosophie von einer Ausartung nach der formalen Seite reden, so steht dem hier eine nach der stofflichen gegenüber. Gottfried wurde trotz seines eifrigen Bemühens zu einem reinen Stoffsammler. Er gehört somit der Richtung an, die in der Literatur ihre stärkste Ausprägung in den Sammelwerken der Predigermönche der Mitte des 13. Jahrhunderts fand. Ich nenne nur die „Specula“ des Vincenz von Bauvais. Ebensowenig wie Gottfried formell den Stoff zu bewältigen vermochte, war er im Stande das Gefundene, zu verarbeiten oder etwa kritisch zu sichten. Das lag ihm ganz fern. Harmlos möchte man sagen, steht er allem gegenüber und nimmt es gläubig hin. Dadurch kamen in seine Geschichte eine Menge von Märchen und Fabeleien. Auch nach dieser Hinsicht bezeichnet er einen Rückschritt der Geschichtsschreibung. Seit seiner Tätigkeit wird sie, die sich doch wenigstens stets bemüht hatte, sachlich richtiges zu geben, durch derartige sagenhafte Bestandteile überwuchert. Kritiklos nahm man alles auf, was man von irgend einer Seite hörte. Ein ähnliches Beispiel werden wir in dem Briefe des Kanzlers Konrad von Hildesheim an seinen Lehrer Hartbert finden.[1]) Der Name des Kanzlers Konrad führt uns zu einem anderen Dichter, der, etwas jünger als Gottfried, dichtete, als Heinrich VI. seinem Vater bereits gefolgt war.

---

1) Vgl. S. 64 f.

7. Petrus von Ebulo.

Konrad war gewissermassen der Mäcen des Petrus von Ebulo, eines Italieners, der es dann unternahm, die Kriegstaten Kaiser Heinrichs, namentlich bei der Eroberung Siciliens, zu preisen. Peter steht gleich den anderen Epikern seiner Zeit durchaus im Banne der Antike. Die erste unter den seinem Gedichte beigefügten Handzeichnungen ist eine Abbildung der drei grossen klassischen Epiker, die er sich vor allem zum Vorbild genommen hat, Vergil, Ovid und Lucan. Jedem sind zwei seiner Verse beigeschrieben, darunter die Anfangsverse ihrer grossen Epen. Das Petrus sich jene wirklich in weitestem Masse zum Muster genommen hat, hat im Einzelnen die Arbeit von Block nachgewiesen.[1]) In der Form hat er sich aber nicht streng an das epische Versmass gehalten. Er verwendet das Distichon, vielleicht um das Gedicht abwechslungsvoller zu gestalten, ohne aber der Geschmacklosigkeit Gottfrieds von Viterbo anheim zu fallen. Neben dem Kaiser rühmt er in erster Linie dessen Kanzler Konrad und scheint ihm persönlich besonders nahe gestanden zu haben. Die Gleichheit ihrer Bestrebungen und Anschauungen wird dazu auch wesentlich beigetragen haben. Denn im Briefe Konrads finden sich Zitate aus denselben Dichtern, die sich Peter zum Vorbild genommen hatte, und gemeinsam ist beiden ein ausgeprägter Wunderglaube.[2]) Also auch bei dem Dichter aus Ebulo tritt der Rückschritt, wenngleich noch nicht so ausgeprägt wie bei Gottfried, zu Tage trotz des offenbaren Bemühens, dem Beispiele der klassischen Dichter gleichzukommen.

8. Helmold von Bosau und Arnold von Lübeck.

Derselbe Vorgang, der sich in der poetischen Geschichtsschreibung abspielt, ist in der prosaischen zu be-

---

1) Block: „Petrus v. Ebulo und seine Nachrichten über die Gemahlin Kaiser Heinrich VI.“ Prenzlauer Schulprogramm 1883, S. 21 ff.

2) Vgl. Block, a. a. O., S. 18 f.

obachten. Auch hier tritt ein offenbarer Verfall ein. Von grösseren Werken ist da nur die Slawenchronik zu nennen, die von Helmold von Bosau und Arnold von Lübeck verfasst wurde. Helmold hatte selbst am Kampfe mit dem Heidentum tätigen Anteil genommen und konnte infolgedessen einen trefflichen Bericht darüber geben. Leider ist er nur bis zum Jahre 1170 gekommen. Einen Fortsetzer fand er in dem ersten Abt des Lübecker Johannesklosters Arnold, dessen Arbeit bis zum Jahre 1209 reicht. Beide Geschichtsschreiber verfügen noch über einen bedeutenden Teil klassischer Bildung. Beide haben aller Wahrscheinlichkeit nach auf den berühmten sächsischen Schulen ihre Ausbildung erhalten. Jedenfalls stand Helmold durch Gerold, dem ersten Lübecker Bischof, in enger Beziehung zu Braunschweig, wo Gerold vorher die Schule geleitet hatte. Für Arnold gilt dasselbe in Bezug auf Hildesheim, darauf lässt der von ihm wiedergegebene Brief des Kanzlers Konrad schliessen.

Doch unterscheiden sich die beiden beträchtlich in ihren Arbeiten. Helmold schreibt einen guten, an klassischen Meistern wohl ausgebildeten Stil, obwohl er sich, wie vorher Otto von Freising, der wörtlichen Citate möglichst enthält; nur wenige Stellen, die an Vergil, Ovid oder Terenz erinnern,[1]) sind bei ihm zu finden. Anders steht es mit Arnold. Im Gegensatz zu Helmold führt er eine grosse Anzahl Stellen antiker Schriftsteller an. Aber im Stil ist ein deutlicher Rückgang zu bemerken. Er beherrschte die lateinische Sprache lange nicht in dem Masse wie sein Vorgänger. Zugleich steht er völlig unter dem Einflusse der Zeitrichtung. Hier finden wir denselben Wunderglauben und dieselbe Unfähigkeit, das Ware vom Fabelhaften zu unterscheiden. Gerade Arnold verdanken wir daher die Erhaltung eines Schriftstückes, dass ein helles

1) Vgl. I, 7, 14, 65, 78, 91, II. Einleitung.

Schlaglicht auf die damaligen gebildeten Kreise wirft. Es ist der schon erwähnte Brief des Kanzlers Konrad.[1])

Mit ziemlicher Sicherheit ist dieses Schreiben in das Jahr 1196 zu setzen. Gerichtet ist es an seinen Lehrer Hartbert, einen Präpositus an der Hildesheimer Kirche. Wir sehen daraus, mit welcher Hochschätzung man dem Altertum gegenüberstand. Mit offenbaren Stolz schreibt Konrad, er habe das mit eigenen Augen gesehen, was ihm Hartbert auf der Schule gleichsam im Spiegelbilde gezeigt habe.[2]) Ihm ist also auf der Schulbank schon das Interesse für die Antike eingeprägt worden. Das lässt auch der weitere Inhalt des Briefes erkennen. Er will seinem Lehrer den Glauben an all das Wunderbare und beinahe Unglaubliche, von dem die Dichter berichteten, befestigen und stärken. Es sei ja jetzt nicht so schwer, sich von der Wahrheit zu überzeugen, denn um alles selbst zu sehen, brauche man nicht mehr die Grenzen des Reiches zu überschreiten.[2])

Konrad schildert uns dann, wie seine Reise durch Italien verlief. Überall findet er das bestätigt, was er in den Werken der Alten gelesen hat. Steht aber etwas im Widerspruch, so hat er schnell einen Grund bei der Hand, der ihm denselben löst. Ich erinnere nur an den Rubicon, über dessen Kleinheit er staunt, da es Cäsar doch augen-

---

1) Arnold, „Chronica Slavorum". Separatausg. d. M. G. H. B. V, 19.

2) Arnold a. a. O.: Quoniam virtuosa Domini dextra serenissimi domini nostri Heinrici . . . imperium usque adeo in ore gladii dilatavit, ut ea, que olim apud vos in scolis positi in enigmate quasi in speculo auretenus percepimus, facie ad faciem oculata nunc fide cognovimus, vobis de his scribere non duximus superfluum, ut omnem de his que vobis frivola forte vel incredibilia videntur de corde vestro dubietatis scrupulum auferentes, ad ea videnda que auditis, vestrum accendamus desiderium, ut ea, que nunc demissa tantum per aurem vobis sunt dubia, fide plena constent et pateant oculata. Nec id vobis videatur difficile terminos imperii non oportet egredi, Teutonici orbem dominii non est transeundum, ut ea videatis, circa que poete multa consumpserunt tempora.

scheinlich einen schweren Entschluss gekostet hat, ihn zu überschreiten. Die Einheimischen erteilten ihm dann die gewünschte Auskunft. So durchwandert er die ganze Halbinsel von den Alpen bis zum äussersten Süden. Überall findet er altberühmte Orte wieder. Cannae gibt ihm Veranlassung, von Hannibal und seinem Siege zu reden. Den Pagaseischen Quell sieht er, von dem man auch im Reiche kosten könne, ohne erst, wie Catull 11, 2 sagt, zu den entferntesten Indern zu gehen. Er erblickt den Parnass, auf dem Deucalion und seine Gattin durch Steinwurf ein neues Geschlecht erschaffen hätten, und auch den Olymp. Das Vorgebirge Polinurus ruft ihm seinen Vergil in Erinnerung. Dann gelangt er nach Neapel. Hier bildete sich die Gestalt des grossen Dichters allmählich zum Zauberer um.[1]) Gläubig nimmt er all die Sagen auf, die man ihm dort erzählte, und schrieb sie seinem Lehrer. Das in eine Flasche eingeschlossene Abbild Neapels, was die Stadt vor dem Untergange bewahren sollte. Das Bronzepferd, das alle anderen Pferde vor Schaden bewahrte, die eherne Fliege, die Neapel vor Ungeziefer schützte, die Gebeine Vergils mit ihrer Wirkung auf die Umgebung, alles das will der Kanzler dort gesehen haben. Von Neapel ging er nach Bajae mit seinen heilkräftigen Bädern, wo auch der Palast war, aus dem Paris die Helena raubte. Die Insel Chios erblickte er von fern, auf der Thetis ihren Sohn verborgen gehalten hatte. Nur mit Furcht wagte er wegen der Scylla und Charybdis die Überfahrt nach Sicilien, wo neue Wunder seiner warteten. In Taormina ist ihm ein verfallenes Theater der Überrest des Labyrinths, in dem der Minotaurus lebte. Der Anblick des Aetna weckt in ihm die Erinnerung an Vulcan und seine Gesellen, die Cyklopen. Dabei findet er auch Gelegenheit, von Proserpina und Arethusa zu erzählen. Die Insel Capri verwechselt er mit Malta, das ihm zu Mytilene geworden ist. Hier erzählt er Wunder von

1) Vgl. Comparetti „Vergil im Mittelalter". Deutsch von Dütschke. Leipzig 1875.

Sarazenen, denen durch Paulus die Gabe verliehen sei, Schlangen durch ihren Speichel zu töten. Diese Schlangen bringen ihn wieder auf Vergil, von dem er weitere Wunder zu berichten weiss. Alles das und noch mehr will er auf seiner Reise gesehen haben.

Aus dem wirren Inhalte des Briefes tritt uns eines mit voller Deutlichkeit entgegen: eine helle Begeisterung für die Antike. Die Freude an all dem Herrlichen und Schönen, das der klassische Boden dem Nordländer in Fülle bot, spricht aus den Zeilen, die er in dankbarer Erinnerung an seinen alten Lehrer richtet. Alles, was er im Süden sieht, scheint ihm schon aus seiner Schulzeit vertraut und löst in ihm jene Gefühle aus, wie sie noch heute den Deutschen überkommen, wenn er seine Schritte über die Alpen lenkt.

Andererseits ist nicht zu verkennen, dass aus dem Briefe eine Unklarheit spricht, die zeigt, wie weit der Verfasser von einem wirklichen Verständnis des antiken Geistes entfernt ist.

9. Die Vagantenpoesie.

Zu den eigenartigsten Erscheinungen, die das 12. Jahrhundert zeitigte, gehört die Vagantenpoesie, deren Schöpfer die fahrenden Scholaren sind.[1])

Da sich damals die ganze gelehrte Welt der einen Sprache, des Lateinischen, bediente, so war man imstande, überall dem Vortrage des Lehrers zu folgen, wenn man überhaupt eine Schulbildung besass. Hierdurch wurde es dem Studenten ermöglicht, nach Belieben den Studienort zu wechseln. Tatsächlich machte er damals hiervon vielleicht

---

1) Vgl. J. Grimm, „Gedichte auf König Friedrich I., den Staufer und aus seiner und der nachfolgenden Zeit". Abhandl. d. Berl. Akad. 1843; W. Giesebrecht, „Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder". Allg. Monatssch. 1853; O. Hubatsch, „Die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters", Görlitz 1870. Von Liederausgaben nenne ich hier nur: Schmeller, „Carmina Burana". 4. Aufl. Breslau 1904; Werner, „Beiträge zur Kunde der lateinischen Literatur des Mittelalters", 2. Aufl. Aarau 1905. Genauere Literaturangaben s. bei Wattenbach a. a. O. Bd. II, S. 472 f.

noch mehr Gebrauch als heute. Eine natürliche Folge war es, wenn er, wie die anderen fahrenden Leute seiner Zeit, durch die Poesie des Wanderlebens zu dichterischer Tätigkeit angeregt wurde. Um so leichter geschah dies, als sich die Studenten auch auf der Schule im Versemachen üben mussten. Man verfasste dort zur Übung unzählige Gedichte auf die Heiligen der Kirche und erlangte dadurch eine grosse Geschicklichkeit in der Abfassung der schwierigsten lateinischen Verse. Die kirchliche Poesie, wie sie im 12. Jahrhundert in Frankreich[1]) besonders in Blüte stand, war in erster Linie vorbildlich für die fahrenden Schüler. Es finden sich daher in den Vagantenliedern zahlreiche Anklänge und Entlehnungen aus kirchlichen Hymnen.[2])

Die lateinische Sprache sonderte den Scholaren von vornherein von dem andern fahrenden Volke ab, das eine volkstümliche nationale Poesie pflegte. Hinzu kommt noch, dass er sich durch seine Zugehörigkeit zum geistlichen Stande und durch seine höhere Bildung über die anderen Menschenklassen weit erhaben fühlte, selbst den Ritter achtete er gering.[3]) In anderer Beziehung weiss der Vagant den Unterschied nicht so streng zu wahren. Denn er huldigte

---

1) Die wiederholte Erwähnung französischer Orte lässt erkennen, dass auch hier französischer Einfluss besonders stark war: z. B. Werner a. a. O. No. 131, 133, 342, 343. Die beiden letztgenannten Lieder sind Abschiedslieder. Ein nach Frankreich ziehender Scholar ruft darin seinem Vaterlande zu:

Vale! dulce patria! suavis Suevorum Suevia!
Salve! dilecta Francia! philosophorum curia!
Suscipe discipulum in te peregrinum!
Quem post dierum circulum remittes Socratinum.

2) Vgl. Hubatsch a. a. O. S. 28 ff. Dass neben der kirchlichen Dichtung auf den Schulen schon früh auch weltliche Lieder verfasst wurden, beweist ein Brief der Heloise an Abälard, in dem sie schreibt, es seien eine ganze Anzahl von Gedichten und Liebesweisen von ihm noch vorhanden, die um ihres schönen Wortlauts und um ihrer lieblichen Melodie willen oft und viel gesungen seinen Namen in aller Munde lebendig erhielten.

3) Vgl. Schmeller, a. a. O. No. 65. S. 155 ff.

dem weltlichen Treiben im ausgiebigsten Masse, davon überzeugt ein Blick in die erhaltenen Liedersammlungen.

Merkwürdig ist, abgesehen von dem meist weltlichen Inhalte, der ganze Geist, in dem diese Dichtungen abgefasst sind. Burckhardt sagt von den lateinischen Poesien der clerici vagantes: „Hier ist eine Renaissance der antiken Weltanschauung, die nur um so klarer in die Augen fällt neben der mittelalterlichen Reimform. Es gibt manche Arbeit dieses und der nächsten Jahrhunderte, welche Hexameter und Pentameter in sorgfältiger Nachbildung und allerlei antike, zumal mythologische Zutat in den Sachen aufweist und doch nicht von ferne jenen antiken Eindruck hervorbringt.“[1]) Allerdings war Burckhardt der Ansicht, dass gerade die besten Gedichte der Carmina Burana, die des sogenannten Archipoeta, von einem Italiener verfasst seien,[2]) während andere wie Giesebrecht[3]) ihn mit dem grossen französischen Liederdichter Walther von Lille identifizierten. Jetzt ist man mehr geneigt, diese Gedichte einem deutschen Verfasser zuzusprechen, wie es schon Grimm getan hatte.[4]) Wahrscheinlich war der Archipoeta ein Deutscher, der am Hofe des Kanzlers Friedrichs I. und späteren Erzbischofs von Köln Reinald von Dassel lebte und mit diesem in Italien gewesen ist. So erklären sich auch die italienischen Beziehungen. Unter den zahlreichen schönen Gedichten des Archipoeta ist das berühmteste die Goliardenbeichte, von der ein Teil noch heute als Trinklied fortlebt. Der be-

---

1) Jakob Burckhardt: „Die Kultur der Renaissance in Italien“ 10. Aufl. von Ludw. Geiger. Leipzig 1908, Bd. I, S. 188.

2) J. Burckhardt a. a. O. Bd. I, S. 187: „Eine ungehemmte Freude an der Welt und ihren Genüssen, als deren Schutzgenien die alten Heidengötter wieder erscheinen, während Catonen und Scipionen die Stelle der Heiligen und christlichen Helden vertreten, strömt in prachtvollem Fluss durch die gereimten Strophen. Wer sie in einem Zuge liest, wird die Ahnung, dass hier ein Italiener, wahrscheinlich ein Lombarde spreche, kaum abweisen können.“

3) Giesebrecht a. a. O.

4) Grimm a. a. O.

kannteste Vers lautet: „Meum est propositum, in taberna mori.“[1])

Bezeichnend für die Denkart der wandernden Poeten ist ein Vers desselben Dichters. Er sagt gleichfalls in seiner Beichte: „Homo vidit faciem, corda patent Jovi.“[1]) Man glaubt sich beim Lesen der Gedichte in die Antike zurückversetzt. Die Götter des Olymp, zahlreiche Gestalten der heidnischen Mythologie und Geschichte erstehen wieder zu neuem Leben. Die Geliebte preisen sie mit denselben Namen wie einst die römischen Dichter. Fast in jeder Strophe werden Namen der antiken Welt genannt. Es erübrigt sich daher, Belege dafür anzuführen.

Von den römischen Dichtern war Ovid[2]) ihr besonderer Liebling, aber auch Horaz,[3]) Terenz[4]) und Vergil,[5]) letzterer besonders inhaltlich, werden benutzt.

Auf dieser Höhe der Bildung haben sich aber die fahrenden Scholaren nur kurze Zeit gehalten. Finden sich schon bei dem Archipoeta unklassische Elemente wie der Reim und anderes. Bald drängen sich ausserdem nationale Elemente ein. Lateinisch, Deutsch, Englisch und die romanischen Sprachen bilden schliesslich ein wirres Durcheinander. In dieser Form überliefert uns der Benedictbeuernsche Codex viele Lieder. Als Beispiel diene folgende Strophe:

Tunc salutant peccarium
Et laudant tabernarium,
Excluditur denarius:
Deu sal misir besier de vin,
Tunc eum osculamur
Wir enahten niht uf den Rin,
Set Baccho famulamur.[6])

1) Schmeller a. a. O. No. 172.
2) Vgl. z. B. Schmeller a. a. O. No. 156; Werner a. a. O. No. 123 und 367.
3) Ebenda: No. 266.
4) Ebenda: No. 345.
5) Vgl. z. B. Schmeller a. a. O. No. 149—153.
6) Schmeller a. a. O. S. 235.

Die Goliarden waren allmählich selbst zu der von ihnen verachteten Klasse der fahrenden Leute nicht gelehrten Standes herabgesunken, indem sie ihre ursprünglich lateinische Bildung mit Elementen des einheimischen Laientums durchsetzten. Allerdings hatte hierbei auch der Umstand mitgewirkt, dass sich die Kirche von ihnen lossagte. Ihr wildes Leben gab genug Anlass, aus sittlichen Gründen gegen sie vorzugehen. Der Scholar genoss nun nicht mehr die Vorrechte des geistlichen Standes und unterschied sich auch in dieser Hinsicht nicht mehr von dem übrigen fahrenden Volke. Seit dem XIII. Jahrhundert geht das ursprüngliche Vagantentum einem sicheren Untergange entgegen.

VI. Schluss.

Die letzten Abschnitte wiesen uns schon auf eine Zeit hin, wo sich ein Rückschlag gegenüber der von uns im 12. Jahrhundert beobachteten geistigen Bewegung bemerkbar machte. Vielleicht wäre noch Otto von St. Blasien mit heranzuziehen. In ihm fand Otto von Freising einen ebenso trefflichen Fortsetzer seiner Chronik, wie für seine Gesten in Rahewin. Otto verfügt über einen vollkommenen und nach klassischen Vorbildern durchgebildeten Stil. Er reiht sich hierin ebenso wie im Stofflichen seinem Vorgänger würdig an. Auch bei ihm ist, obwohl man keine wörtlichen Entlehnungen findet, die Sprache von beinahe klassischer Reinheit. Doch eine Verschiedenheit gegenüber seinen Vorgängern sticht hervor. Fiel uns schon bei Otto von Freising auf, wie eng die Beziehungen zu Frankreich waren, vorzüglich in seinen philosophisch-theologischen Excursen, bei Otto von St. Blasien macht sich das noch stärker bemerkbar. Er berichtet uns ausführlich von den bedeutenden Lehrern Frankreichs und von ihren Werken. Ebenso ist er über die Vorgänge an der Pariser Universität, die sich in der Zwischenzeit unter Zurückdrängung der anderen fran-

zösischen Schulen zur Lehrerin Europas erhoben hatte, genau unterrichtet.[1])

Hieraus folgt, eine wie übermächtige Stellung die französische Schulbildung gegenüber der deutschen hatte. Es waren wohl schon viele Deutsche im 12. Jahrhundert nach Frankreich gegangen und hatten von dort Anregung und Belehrung nach ihrer Heimat gebracht. Diese Einflüsse hatten sich mit den italienischen Anregungen vereinigt, und so hervorragend gebildete und von antikem Geiste beseelte Männer hervorgebracht, wie wir sie oben kennen lernten. Doch jetzt blieb der französische Einfluss allein bestehen. Der Zusammenhang mit dem italienischen Reiche war unter Friedrich I. zum letzten Male ein engerer. Als mit Heinrichs VI. frühem Tode die Macht der Staufer zusammenbrach, da war die Verbindung mit Italien so gut wie gelöst. Denn unter Friedrich II. war die Vereinigung doch nur eine rein äusserliche. Dafür wurde der französische Einfluss um so stärker. Dieser wirkte aber jetzt in ganz anderem Sinne als vorher. War man zuerst bemüht, durch das Zurückgehen auf die antiken Autoren selbst, sich eine gute Bildung anzueignen, so ist das später nicht mehr der Fall. Die Klassiker traten mehr und mehr in den Hintergrund. Nur in den niederen Schulen befasste man sich mit ihnen genauer. Auf den hohen Schulen verlor man sich in jene spitzfindigen und fruchtlosen Dispute über Gegenstände der Glaubenslehre und Philosophie, die eine vollkommene Einseitigkeit des wissenschaftlichen Betriebes herbeiführten.

Die Kirche hatte sich damit die Herrschaft über das emporblühende geistige Leben jener Tage gesichert. Sie, die Verkörperung der das Mittelalter beherrschenden Idee, trug noch einmal einen vollkommenen Sieg über die emporstrebende Wissenschaft davon. Damit war naturgemäss der echte humanistische Geist vollkommen unterdrückt. Standen sich doch die Kirche und die klassischen Schriftsteller

1) Ottonis Frisingensis Contin. Sanblasiensia. rec. Pertz. Separ. d. M. G. cap. 12, 39, 47.

schroff gegenüber. Nichts fand man darin über jene die Zeit beherrschenden kirchlichen Gedanken, nichts von einer Bindung des weltlichen Lebens durch Vorstellungen vom Jenseits. Die Kirche erkannte die Klassiker nur insofern an, als sie ihr durch ihre lateinische Sprache gewissermassen das Handwerkzeug für ihre Zwecke darboten. So war es denn Aristoteles, den man damals erst durch arabische Vermittlung vollständig kennen lernte, der sich am besten dazu nutzbar machen liess. Ihn wusste man mit der kirchlichen Auffassung in Einklang zu bringen. Aber selbst er hatte es schwer, sich seine Stellung zu erobern. Zunächst wurden seine Schriften sogar vom Papst verboten,[1]) später sah man sich aber genötigt, das Verbot wieder zurück zu nehmen, da man wohl die Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung einsah. Es fand sich dann in Thomas von Aquino der Mann, der dem Aristoteles die passende Stellung im kirchlichen Lehrsystem zu geben wusste. Der Wissenschaft war damit für geraume Zeit die Richtung endgültig gegeben.

Aber nicht allein die Kirche gebot der emporstrebenden humanistischen Wissenschaft ein Halt. Das erstarkende Laientum mit dem in ihm liegenden nationalen Element hemmte sie gleichfalls. Wenn man von literarisch gebildeten Männern jener Zeit spricht, so sind darunter fast ausnahmslos Geistliche zu verstehen. Gebildete Laien finden sich allerdings auch, doch in ganz verschwindender Anzahl.[2]) Denn meist wandte sich der junge Mann, wenn

1) So z. B. a. 1231.

2) Ganz selten ist ein Angehöriger des Kriegerstandes als „homo litteratus" bezeichnet und das besondere Hervorheben der gelehrten Bildung beweist schon an sich den Ausnahmefall. Selbst dann handelte es sich wohl meist um eine Bildung, die es dem betreffenden ermöglichte, schwierigen religiösen Fragen nachzugehen. Vgl. Chronica Regia Coloniensis rec. Waitz. Separat d. M. G. 1172, wo ein gelehrter miles mit einem Geistlichen sich über eine das Abendmahl betreffende Frage streitet. Ausserdem sind es nur italienische Grosse, die litterarische Bildung besitzen, vgl. Ottonis Fris. Contin. Sanblasiens. a. a. O. c. 39. und Eccehardi Chronicon zu den Jahren 1103, 4, 6. M. G. SS. VI.

er die Schule besucht hatte, dem geistlichen Stande zu und vermied, wie dann meist mit Freude hinzugefügt wird, das Lesen heidnischer Bücher gänzlich.[1]) Daher konnte die Laienwelt in diesem Kampfe der Geister nicht direkt teilnehmen. Die fremde Sprache machte es unmöglich.

Andererseits nahm das Laientum an Einfluss im Leben mächtig zu. Es ist damals die Zeit, wo die Kreuzzüge die ganze Welt in Aufruhr brachten. Man kam nun mit fremder Kultur und Bildung in Berührung. Die Einwirkung auf Westeuropa war eine ganz unberechenbare. Gleichzeitig nahm das Deutschtum seine grossartige Kolonisationstätigkeit im Osten auf. Kurz, es war eine Zeit, wo das Leben dieser Welt gegenüber den bisher fast allein herrschenden religiösen Ideen entschieden in den Vordergrund trat. Denn selbst die Kreuzzüge, obwohl ursprünglich ihren Ausgang von religiösen Gedanken nehmend, wirkten auf die Folgezeit in rein weltlichem Sinne.

Zugleich wurde durch die Bildung eines neuen Standes die ganze soziale Ordnung jener Zeit geändert. Das Bürgertum wurde zu einer Macht, die sich den anderen weltlichen Gewalten ebenbürtig an die Seite stellte. Bei der grossen Masse der sich in diesem Stande Zusammenschliessenden musste dieser Vorgang auf den Kampf zwischen Geistlichem und Weltlichen von einschneidender Bedeutung sein.

Seit jener Zeit können wir ein leises Zurückweichen des religiös-kirchlichen Gedanken bemerken. Das fühlte man auch auf Seiten der Geistlichkeit. Man kam der Zeitströmung entgegen, indem man selbst unter das Volk ging, um seinen Einfluss zu bewahren. Aus diesem Streben entstanden die Bettelorden, deren Haupttätigkeit sich mitten im Treiben der Städte, nicht mehr hinter verschlossenen Klostermauern ab-

---

1) Vgl.: Gesta Abbatum Horti Sanctae Mariae. M. G. SS. XXIII. S. 583, Walteri Historia Monasterii Marchtelanensis. M. G. SS. XXV. S. 669, Contin. Gerlaci Abbat. Milovincens. SS. VVII, S. 694. Vita Archiepiscopi Eberhardi. SS. XI.

spielte. Ferner war der Mönch, wenn er sich dem Volke verständlich machen wollte, gezwungen, sich seiner Sprache zu bedienen. Gezwungen war man dazu auch deshalb, weil man ketzerischen Richtungen, die sich oft der nationalen Sprache bedienten, häufiger denn je entgegentreten musste.[1]) Überall machten sich solche Bewegungen geltend, meist von Leuten geleitet, die gar nicht wissenschaftlich gebildet waren. Ja man fand sogar deutsche Bibeln.[2]) Wie unendlich zahlreich derartige Verfolgungen waren, kann man aus allen Berichten jener Zeit sehen. Ich erinnere nur an die Albigenserkriege und die Tätigkeit Konrads von Marburg. War also die Geistlichkeit gezwungen, sich der einheimischen Sprachen zu bedienen, so musste darunter die lateinische Sprache leiden. Es währte nicht mehr lange und der niedere Geistliche verstand überhaupt kein Latein mehr, worauf man doch früher mit Strenge gehalten hatte.

Ferner ist zu beachten, dass zu jener Zeit, etwa um 1200, die deutsche Literatur eine Periode höchsten Glanzes

---

1) Einen Beweis für das Umsichgreifen der Laienbildung und das Eindringen der einheimischen Sprachen in die Wissenschaft und damit in die Herrschaft des Lateinischen liefert uns eine Erzählung Lamberts in seiner Geschichte der Grafen von Guise. Einer derselben begann sich in höherem Alter für die Wissenschaft zu interessieren und eignete sich umfassende Kenntnisse namentlich auf theologisch-philosophischem, daneben aber auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete an, indem er sich die gelehrten Werke in die Landessprache, das Romanische, übersetzen liess. Er war daher im Stande, zu den Fragen der Wissenschaft Stellung zu nehmen, und beteiligte sich selbst an den Disputen der Gelehrten, die er um sich versammelte. Lambert kann seinen Unwillen hierüber nicht verbergen und meint, der Graf wäre mehr als nötig von den Klerikern belehrt und widerspräche ihnen daher nur in vielen Dingen, vgl. Lambertus Ardensis, Historia Comitum Ghisnensium. M. G. XXIV. Seite 598.

2) Vgl. Gesta Treverorum Continuata. M. G. SS. XXIV. S. 401. Wie weit die einheimischen Sprachen in den kirchlichen Gottesdienst eingedrungen waren, beweist die Tatsache, dass im Anfange des 13. Jahrhunderts in den Ortschaften des Elsass an den Sonntagen deutsch gepredigt und auch das Glaubensbekenntnis in deutscher Sprache gesprochen wurde, vgl. De rebus Alsaticis ineuntis saeculi XIII. M. G. SS. XVII. S. 232.

erlebte, was ebenfalls ein Hervortreten des nationalen Elementes bedeutete.

Wir sehen also sowohl von geistlich-kichlicher, wie von weltlicher Seite Strömungen emporkommen, die sich einem Fortblühen der Wissenschaft in dem Sinne, wie es einst die ersten Scholastiker Frankreichs auch in Deutschland angeregt hatten, entgegensetzten. Die gleichzeitige Anregung, die durch die neue engere Verbindung des deutschen Reiches mit Italien gegeben war, schien einer geistigen Entwicklung im klassischen und humanistischen Sinne nur förderlich zu sein. In Männern wie Otto von Freising, Wibald und den anderen schienen die ersten Vorläufer eines frisch aufblühenden Humanismus zu erstehen. Doch trat dies nicht ein. Die Ablösung Italiens vom Reiche durch die staufische Politik und zugleich die in der Zeit liegenden kulturellen Bestrebungen erstickten diese Bewegung nach kurzem Wachstum und hemmten diese Entwicklung auf Jahrhunderte. Treffend ist der Vergleich, den Michelet in seiner Geschichte Frankreichs auf das 12. Jahrhundert anwendet. Er sagt: „La rénaissance s'était présentée au XII[e] siècle comme la sibylle à cet ancien roi de Rome, les mains toutes pleines d'avenir, chargées des livres du destin. Il hésite; de cinq volumes elle en brûle deux, et pour trois demande le même prix que pour cinq. Il hésite; deux volumes disparaissent encore dans les flammes. Il lui arrache ce qui reste, et il l'achète à tout prix. C'est ainsi que la Renaissance, en son premier essor, offrit tout d'abord à l'homme les voies rapides et directes de l'imitation moderne, si bien que les raissonneurs et les mystiques même de ce premier âge se font entendre de nous bien mieux que tous leurs successeurs. Puis, ce moment solennel étant passé et manqué, les voies de la Renaissance deviennent obliques, incertaines; elles ne s'achemine au but que par des circuits immenses, bien plus, par des tâtonnements, des impassés où elle se heurte. L'esprit humaine fourvoyé, las de ces ambages infinis, s'assois plus d'une fois aux pierres du chemin, et là, comme

un enfant qui pleure, ne veut plus écouter personne, ni marcher ni avancer, sinon peut-être à reculons pour faire en arrière des pas rétrogrades qui doublerout sa fatigue et l'éloigneront du but.“ [1]) Was hier Michelet von Frankreich sagt, gilt in gleicher Weise auch für unser Vaterland.

1) J. Michelet, „Histoire de France“. Nouv. Edition. Bd. IX. Paris 1879. S. 59ff.

Lebenslauf.

Geboren bin ich Bernhard Friedrich Georg Groche, evangelischer Konfession, am 4. Oktober 1885 als Sohn des verstorbenen Kaufmanns Fritz Groche zu Frankfurt a. d. Oder (Brandenburg). Daselbst besuchte ich das Kgl. Friedrichsgymnasium, das ich Michaelis 1904 mit dem Zeugnis der Reife verliess. Hierauf widmete ich mich dem Studium der Geschichte und der alten Sprachen und zwar bis August 1905 an der Universität München. Dann studierte ich die folgenden Semester in Berlin. Im Wintersemester 1906/07 kam ich nach Halle, wo ich zur Zeit noch immatrikuliert bin.

Ich habe Vorlesungen gehört und an Übungen teilgenommen bei folgenden Herren Professoren und Dozenten:
in München:

Crusius, v. Heigel, Hellmann, Pöhlmann, Voll;

in Berlin:

Breysig, Diels, Döring, Helm, Imelmann, Ed. Meyer, Wentzel, v. Wilamowitz-Möllendorf;

in Halle:

Bechtel, Brode, Dittenberger, Droysen, Ebbinghaus, Fries, Goldschmidt, Heldmann, Ihm, Kern, Lindner, Muff, Niese, Prächter, Robert, Uphues, Wissowa.

Allen meinen verehrten Herren Lehrern möchte ich an dieser Stelle meinen ehrerbietigsten Dank aussprechen. Ganz besonders danke ich Herrn Geheimrat Professor Dr. Lindner für die Anregung und Unterstützung bei der Anfertigung dieser Arbeit.